

Hans Peter Niederhäuser

# Begegnung mit neun Originalen

Das Enneagramm  
in der deutschen Literatur



## **Inhaltsverzeichnis**

Vorwort	5
Literatur und Enneagramm: Ein enneagrammatischer Ansatz, literarische Werke zu verstehen	
Elsi oder Die Konsequenz einer Eins bis zum tragischen Ende (Jeremias Gotthelf)	8
Augusta Leubelfing oder das Opfer einer jungen Zwei (Conrad Ferdinand Meyer)	13
Peter Schlemihl oder Tragik und Wandel einer Drei (Adelbert von Chamisso)	18
Brigitta oder Der Weg einer Vier zum heiligen Ursprung (Adalbert Stifter)	24
Pankraz oder Der Weg einer Fünf von der Isolation zur Integration (Gottfried Keller)	33
Attila Schmelzle oder Der programmierte Misserfolg einer Sechs (Jean Paul)	39
Der Taugenichts oder Die Irrfahrt einer Sieben (Joseph Freiherr von Eichendorff)	45

Michael Kohlhaas oder Der Kampf einer Acht um Gerechtigkeit (Heinrich von Kleist)	54
Peter Camenzind oder Das Treten einer Neun an Ort und Stelle (Hermann Hesse)	61

## **Vorwort**

### **Literatur und Enneagramm: Ein enneagrammatischer Ansatz, literarische Werke zu verstehen**

Am Anfang seiner Erzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“<sup>1</sup> wendet sich Friedrich Schiller an den „Menschenforscher“. Heute würde er ihn wahrscheinlich als Psychologen bezeichnen. Wie auch immer - mit dem alten Begriff dürfen sich bestimmt alle angesprochen fühlen, die sich mit dem Enneagramm beschäftigen, denn was sind sie anderes als „Menschenforscher“?

Für jeden Forscher ist es wichtig, seinen Forschungsgegenstand möglichst präzise und deutlich wahrnehmen zu können. Der Biologe legt ihn unter das Mikroskop, um in der Vergrößerung vieles klarer erkennen zu können. Der Astronom bedient sich eines Teleskops, damit er die Gestirne des Himmels näher heranholen kann. Für Schiller ist das Verbrechen eine Art Vergrößerungsglas, unter dem die menschlichen Affekte „hervorspringender, kolossalischer, lauter“ zum Vorschein kommen. Von den Beobachtungen, welche der Menschenforscher beim Verbrecher anstellt, weiß er dann „analogisch zu schließen“ - das heißt, das Beobachtete auf den ganz gewöhnlichen Menschen zu übertragen, der letztlich von den gleichen seelischen Kräften angetrieben ist wie der Verbrecher. Dass ein solcher Analogieschluss legitim ist, dürfte gerade den mit dem Enneagramm vertrauten Leserinnen und Lesern nicht fremd sein, wissen sie doch, dass es nicht die Handlungen, Verhaltens- und Wahrnehmungsweisen sind, welche den Menschen bestimmen, sondern die viel tiefer liegenden Motivationen und Leidenschaften. In Schillers Sprache klingt das so: „Eine und eben dieselbe ... Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche

---

<sup>1</sup> Schiller Friedrich: Der Verbrecher aus verlorener Ehre, Reclam UB 8891, Stuttgart 1964, alle Zitate S.3f. (anonyme Erstveröffentlichung 1786; stilistisch überarbeitete Fassung 1792)

Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen sein.“ „Begierde“ und „Neigung sind die Begriffe, die er für das verwendet, was in der Sprache des Enneagramms „emotionale Leidenschaft“ oder „Wurzelsünde“ genannt wird.

Wer Schiller so weit gefolgt ist, wundert sich nun auch nicht mehr, dass er sich einen Linné<sup>2</sup> wünscht, welcher das Menschengeschlecht „nach Trieben und Neigungen klassifizierte“. Da möchte man ihm dann über die Jahrhunderte hinweg zurufen: Es gibt sie, diese Klassifizierung! Das Enneagramm setzt genau da an, wo Schiller es sich gewünscht hat. Nicht die Ähnlichkeiten von Verhaltensweisen machen einen Typ aus, sondern die eine, tiefsitzende Leidenschaft. Dass sich ein solches „Laster“ auf sehr unterschiedliche Weise äußern kann, liegt auf der Hand und war auch für Schiller evident: „Wie sehr würde man erstauen, wenn man so manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muss, mit dem Ungeheuer Borgia<sup>3</sup> in *einer* Ordnung beisammen fände.“ Nicht die Größe der Handlungen (weder im Guten noch im Bösen) weist also auf den Typ hin, sondern das der Handlungsweise zugrunde liegende Muster. Dieses kann bei einem unbescholtenen Zeitgenossen das gleiche sein wie bei Idi Amin, oder bei einem kleinen Ganoven dasselbe wie bei Mutter Teresa.

Wenn Schiller seine Novelle über einen Verbrecher mit einer solchen theoretischen Einleitung versieht, geht es ihm darum, das Leserinteresse zu steuern. „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ soll gelesen werden nicht mit der Drohgebärde des erhobenen Zeigefingers, nicht mit dem Stein in der Hand, um ihn bei guter Gelegenheit auf den Unhold zu werfen, sondern mit dem Bewusstsein, dass das, was diesen zum verbrecherischen Handeln treibt, auch seine, des Lesers, Leidenschaft sein könnte. Gesetzt den Fall, auch hier sei ein Analogieschluss zulässig, gibt uns

---

<sup>2</sup> Karl von Linné (1707-1778) stellte das nach ihm benannte Pflanzensystem auf.

<sup>3</sup> Caesare Borgia: Sohn Papst Alexanders VI.; er war berüchtigt wegen seiner Verbrechen.

Schiller damit eine Kurzanweisung, Literatur mit der enneagrammatischen Brille zu lesen. Was das heißen könnte, habe ich in den letzten Jahren an verschiedensten Novellen der deutschen Literatur erprobt.<sup>4</sup> Es lohnt sich!

---

<sup>4</sup> vgl. z.B. Enneagramm Rundbrief Nr. 10 / 1996, S. 24-27 (zu Gottfried Keller: Pankraz der Schmoller)

## **Elsi<sup>5</sup>**

### **oder Die Konsequenz einer Eins bis zum tragischen Ende**

Der Schweizer Pfarrer Albert Bitzios wurde unter dem Pseudonym Jeremias Gotthelf (1797-1854) durch seine großen realistischen Romane bekannt, in denen er das bäuerliche Leben seiner Berner Heimat darstellte. Neben diesen umfangreichen Werken war er aber auch ein Meister der kleineren literarischen Prosaformen. Ein Beispiel dafür ist die Novelle „Elsi, die seltsame Magd“. In ihr erzählt Gotthelf die Geschichte einer Frau, die an ihren letztlich unerfüllbaren Selbstansprüchen scheitert. Gegen seine Gewohnheit führt der Autor die Erzählung zu einem tragischen Ende, das uns als Lesende geradezu zwingend anmutet.

Betrachten wir kurz den Gang der Handlung, bevor wir uns der enneagrammatischen Charakterisierung Elsis zuwenden: In Heimiswyl lebte im Jahr 1796 eine Magd, von der „niemand wusste, wer sie war, und woher sie kam“ (5). Als Obdachlose war sie aufgetaucht und dann von den Bauersleuten, bei denen sie eine Unterkunft bekam, als Magd aufgenommen worden. Sie sah die Arbeit und tat mehr, als man von ihr verlangte. Niemandem aber sagte sie, dass sie „eine reiche Müllerstochter aus vornehmem Hause“ (7) sei. Denn sie schämte sich dafür, dass ihr Vater in den Wirtshäusern das ganze Vermögen verprasst hatte und Konkurs gegangen war. In ihrer neuen Heimat weigerte sie sich, ein Wirtshaus zu betreten, und auch den Männern gegenüber verhielt sie sich zurückhaltend. So wies sie die Werbungen des jungen Bauern Christen ab, denn „um zu heiraten, musste es (d.h. das Elsi) sagen, wer es war, musste seine Verhältnisse offenbaren, musste in der Heimat sagen, wohin es gekommen; das wars, was es nicht konnte. Es war überzeugt, dass Christen, sobald er wusste, wer es war, ihns sitzen ließe, und das wollte es nicht ertragen.“ (19) Selbst als die Franzosen ins Land einfielen

---

<sup>5</sup> Jeremias Gotthelf: Elsi, die seltsame Magd, Reclam UB 7747, Stuttgart 1985 (Erstveröffentlichung 1843)

und Christen in den Krieg ziehen musste, weigerte sie sich beim Abschied Christen ein Heiratsversprechen zu geben, obschon es ihr fast das Herz brach. Sie befürchtete, dass er mit dieser Absage im Gefecht den Tod suchen könnte, und fühlte sich schuldig. Als dann auch der Landsturm aufbrach, zog Elsi mit und traf Christen in einem Gefecht mit den Franzosen. Die Berner waren unterlegen. „Einen einzigen sah Elsi noch, der mit seinem kurzen Säbel ritterlich sich wehrte; es war sein Christen.“ (37) Sie stürzte sich in den Kampf, fiel an seiner Seite und starb Hand in Hand mit ihm. Selbst die Feinde sollen gerührt gewesen sein vom Tod der beiden Liebenden.

Wenn wir in Elsi den Enneatyp Eins betrachten, müssen wir zuerst einmal ihre Gesamtsituation ins Auge fassen. Es ist die Situation eines Menschen, der mit einer fast übermenschlichen Selbstkontrolle das zu verbergen sucht, was er bei sich als unauslöschlichen Makel empfindet. Bei Elsi ist es ihre Herkunft und die ohne ihr eigenes Zutun verlorene Ehre. Diese Gesamtsituation ist ein Bild für das Grundgefühl der Eins. Sie lebt in einer verdorbenen Welt, in die sie unweigerlich verwickelt ist. Mit größter Anstrengung versucht sie darin ihre Reinheit zu bewahren.

Das bisschen Freude und Glück, welches die Welt dennoch zu bieten hat, ist trügerisch. So hatte Elsi schon „wenig teilgenommen an den Freuden der Jugend; sie gefielen ihr nicht, man hielt sie zu stolz dazu. Freier hatten sie umlagert haufenweise, aber einer gefiel ihr so schlecht als der andere.“ (9) Es war nicht der Stolz, wie die Leute glaubten, welcher Elsi zu solchem Verhalten trieb. Vielmehr ist es der fast unerfüllbare Anspruch an Perfektion, welchen die Eins an die Welt, die Menschen und an sich selbst stellt. Auf diese Interpretation des vermeintlichen Stolzes weist uns auch der Autor hin: „Der Stolz des Mädchens war ein angeborener Ekel gegen alles Niedere, geistig Hemmende, und wer es einmal beten gesehen hätte, hätte auch gesehen, wie es sich demütigen konnte vor dem, in dem nichts Niederes, nichts Gemeines ist.“ (11)

Der Enneatyp Eins setzt sich dafür ein, die Welt besser zu machen und dort, wo das nicht gelingt, zumindest mit dem Schlechten nicht in Berührung zu kommen. Damit richtet er sich gegen das zutiefst Menschliche, und sein Unterfangen ist im Vornherein zum Scheitern verurteilt. Bei Elsi ist es der Vater, der die Familie, das Vermögen und damit auch Elsis Ehre zugrunde richtet. Da ist es für sie nicht mehr möglich, sich vom Niederen, vom Schlechten zu distanzieren, denn es ist Teil ihrer Selbst geworden. In dieser Situation wird die emotionale Situation der Eins sichtbar: „Es war ihm gewesen, als klemme jemand ihm das Herz entzwei, als türmten sich Mühlsteine an seiner Seele auf, und die brannten ihn, als ob es mitten in der Hölle säße.“ (10) Da die Erde nicht der Himmel sein kann, wird sie zur Hölle. Es ist die Unmöglichkeit, rein zu bleiben, ein perfektes Leben zu führen, die im Enneatyp Eins den Zorn und Ärger erzeugt und je neu nährt. Und da gerade dieser Zorn auch wieder Ausdruck des Niederen ist, muss er unter Kontrolle gebracht werden. Mit Hilfe der Kontrolle kann das Schlechte zwar nicht beseitigt, aber es kann zumindest ins Verborgene abgedrängt werden. In der Novelle ist dieser Vorgang dargestellt als Weg an den Ort, an dem es Elsi dann trotz seiner verlorenen Ehre wieder gefällt: „so war es gekommen bis ins Heimiswylertal. Dort hinten im heimeligen Tale gefiel es ihm, es suchte Dienst und fand ihn.“ (11)

Wenn auch am Anfang noch Skepsis gegenüber der fremden Elsi vorhanden war, so erwies sie sich doch bald als eine wertvolle Bedienstete: „Aber bald erkannte die Bäuerin, dass sie in Elsi ein Kleinod besitze, wie sie keines noch gehabt, wie es mit Geld nicht zu bezahlen ist. Elsi verrichtete, was es zu tun hatte, nicht nur meisterhaft, sondern es sinnete auch selbst, sah, was zu tun war, und tat es ungeheißer rasch und still, und wenn die Bäuerin sich umsah, so war alles schon abgetan als wie von unsichtbaren Händen, als ob die Bergmännlein da gewesen wären.“ (12) Die Eins ist ein tätiger, ein handlungsorientierter Mensch. Im Tun sieht sie eine Möglichkeit, die Welt zu verbessern. Das

Tun ist für sie aber auch eine Möglichkeit der Kontrolle über das, was latent in ihr wie ein gefangenes, zorniges Ungeheuer sitzt.

Ins Dilemma gerät Elsi von dem Moment an, in dem Christen, ein nicht mehr ganz junger, aber hübscher Bauer sich für sie zu interessieren beginnt. Er sieht in Elsi die Frau, auf die er schon lange gewartet hat, eine, die sich durch Treue auszeichnet: „Das wäre eine Treue, dachte er, die nicht liebäugelte mit jedem Türlistock, nicht um einen halben Birenstiel mit jedem hinginge, wo er hinwollte; wer so eine hätte, könnte sie zur Kirche und auf den Markt schicken oder allein daheim lassen, ohne zu fürchten, dass jemand anders ihm ins Gehege käme.“ (17) Auch Elsi fühlt sich von ihm angezogen: „Als Christen der stattlichen Maid sich nahte, tat es Elsi unendlich wohl; Christen war ja eine Brücke in seine alten Verhältnisse, von der Magd zur Meisterfrau.“ (19) Doch gerade die Brücke, als die Christen hier beschrieben ist, zeigt die Ambivalenz. Er ist nicht nur das Bindeglied zu dem, was Elsi im positiven Sinn wirklich ist, sondern gleichzeitig auch zu dem, was sie bisher mit aller Kraft zu verbergen versucht hat. Daraus resultiert für Elsi eine widerspruchsvolle Situation. Einerseits liebt sie Christen, begehrt ihn; andererseits weist sie ihn mit aller Vehemenz von sich: „So litt das arme Mädchen sehr, das höchste Glück ihm so nahe und doch ein Gespenst zwischen ihm und seinem Glück, das ihn ewig von selbigem schied.“ (20)

Damit ist das Grunddilemma des Enneatyp Eins charakterisiert. Er möchte das Vollkommene des Lebens, die höchste Liebe - aber er möchte es ohne all das, was er zutiefst in sich verborgen und unter Kontrolle hat: das Niedere, das Schmutzige, das Ehrlose. In diesem Dilemma gibt es für die Eins keine andere Möglichkeit, als sich schuldig zu machen. So muss sich Elsi von ihrer Meisterin zurecht den Vorwurf gefallen lassen, „das sei keine Manier für eine Magd, mit einem Bauer so umzugehen.“ (23) Dass Elsi in dieser Situation verharrt, bestätigt uns, dass es sich um ein echtes Dilemma, eine wirkliche Ausweglosigkeit handelt. Als Christen vor seinem Aufbruch in den Krieg bei ihr

ein Heiratsversprechen erwirken möchte, antwortet sie mit einem dreimaligen „Ich kann nicht“ (26), um dann bewusstlos zusammenzusinken. Die Ohnmacht ist etwas, das die Eins sehr wohl kennt. Mit aller Kraft setzt sie sich für das Gute ein und erfährt immer wieder von neuem, dass sie letztlich in einer Welt, in der das Gute und das Böse so eng miteinander verquickt sind, ohnmächtig ist.

Elsi sieht, dass sie die Kontrolle verloren hat. Sie kommt nicht darum herum, schuldig zu werden. Voller Verzweiflung beklagt sie Christen: „Er kommt nicht wieder, ich weiß es, und ich bin schuld daran.“ (27) Dieses Eingeständnis erst macht es ihr möglich, das im Verborgenen gefangene Ungeheuer frei zu lassen, und sie gesteht der Meisterin ihre Herkunft. Jetzt, wo es frei ist, erweist sich das Untier als nur halb so wild. Die Meisterin belächelt Elsis Sorge: „Und das, du Tröpflein, hast du ihm nicht sagen dürfen?“ (31) Und sie stellt Elsis Selbstanspruch in Frage, indem sie sagt, sie seien „doch öppe nicht unserem Herrgott seine Geschwister!“ (28) In dieser ironischen Aussage versetzt sie dem Vollkommenheitsideal der Eins einen Stoß.

Damit ist nun der Weg geebnet für einen Entwicklungsschritt der Eins. Der Gang der Handlung allerdings ist irreversibel, das bittere Ende lässt sich nicht mehr aufhalten. Dass mit Elsi etwas Wesentliches geschehen ist, zeigt sich aber mit aller Deutlichkeit: Sie hat sich der Liebe öffnen können. Als sie Christen auf dem Kampffeld erblickt, stellt sie Zusammengehörigkeit der beiden fest: „es war sein Christen“ (37). Und nicht mehr der verhaltene und kontrollierte Zorn der Eins, sondern die ungebrems-te Energie des Bauchtyps treibt sie in den Kampf: „Elsi stürzte mit der Wut einer gereizten Löwin auf die Franzosen ein.“ (37) So kommt es zu einer Erfüllung der Liebe im Tod, wohl dem klassischen Sinnbild einer vollkommenen, durch keine niederen Instinkte und allzu menschlichen Motive getriebene Liebe: „Hand in Hand gingen sie hinüber in das Land, wo nichts mehr zwischen den Seelen steht, die sich hier gefunden.“ (37)

## **Augusta Leubelfing<sup>6</sup> oder Das Opfer einer jungen Zwei**

Gustel Leubelfing lebte während des Dreißigjährigen Krieges mit ihren Eltern zusammen bis zum vierzehnten Lebensjahr im Heer Gustav Adolfs, des Königs von Schweden. Als ihr Vater umkam, wurde sie von einem Onkel in dessen Patrizierhaus in Nürnberg aufgenommen. Bei einem Besuch des Schwedenkönigs in Nürnberg mischte sie sich in den Militärkleidern ihres Vaters unter das Volk und schrie ein Hoch auf den König. Ihr Onkel, von Gustav Adolf danach gefragt, wer ihn habe hochleben lassen, gibt an, es sei sein Sohn gewesen. Als Folge davon beordert dann einige Zeit später der König besagten Sohn als seinen Pagen.

An diese Stelle setzt der Autor Conrad Ferdinand Meyer den Beginn seiner Novelle. Wir erleben das Gespräch zwischen Vater und Sohn, welcher letzterer in seiner Ängstlichkeit und Feigheit den Vater beschuldigt, ihn mit seiner Angeberei auf dem Schlachtfeld zu opfern. Während sie beratschlagen, wie das Schicksal abzuwenden wäre, taucht Gustel auf und erklärt sich bereit, an der Stelle ihres Vetters den Pagendienst anzutreten, zumal ja auch sie es gewesen sei, die den König habe hochleben lassen.

Bisher erscheint uns Augusta Leubelfing als emotionales Energiebündel, das weiß, was es will, und die Leute leicht um den Finger wickeln kann. In der Familie ihres Onkels hat sie in kurzer Zeit einen wichtigen Platz eingenommen, ja „sie schien vollständig zum Hause zu gehören und sich darin mit ihrem kecken Wesen eine entscheidende Stellung erobert zu haben“ (7). In dieser jungen Frau lässt sich durchaus ein frühreifer Enneatyp Zwei erkennen. Sie verfügt über manipulative Fähigkeiten, nicht nur in der Familie, sondern - wie sich beim Empfang des Schwedenkönigs gezeigt hat - auch in der Öffentlichkeit. Ihre

---

<sup>6</sup> Meyer, Conrad Ferdinand: Gustav Adolfs Page, Reclam UB 6945, Stuttgart 1977 (Erstveröffentlichung 1882)

Beziehung zum König ist nicht eine politisch motivierte, sondern eine emotional-persönliche: Der Onkel bezeichnet den König als ihren „Götzen“ (8) und der Vetter wirft ihr vor: „Träumest du doch von dem Schwedenkönig, mit welchem du als Kind in der Welt herumgefahren bist, wachend und schlafend.“ (10) Sie erweist sich für Onkel und Vetter als Helferin in der Not, indem sie sich selbst als Pagen anbietet. Was wäre aus der Familie geworden, hätte nicht sie dafür gesorgt, dass „der Name Leubelfing nicht von lauter Memmen getragen wird!“ (10). Es macht den Anschein, als opfere sie selbst sich an Stelle ihres Vetters. Darauf weist auch die vom Autor beschriebene Deckenstukkatur im Patrizierhaus des Onkels hin, welche die Opferung Isaaks darstellt. Die Parallele ist handgreiflich: Der alte Leubelfing ist der Vater, der seinen Sohn zum Altar bringt; doch noch rechtzeitig findet sich - wie im biblischen Vorbild - ein aus der Not helfender Ersatz. Das Gefühl, sich helfend aufzuopfern und damit selber zum Opfer zu werden, ist dem Typ Zwei durchaus bekannt.

So macht sich Gustel als „in schwedische Uniform gekleideter Scheinjüngling“ (11) auf zum deutsch-schwedischen Heer und wird Page des Königs Gustav Adolf. Der Ort der Zwei wird oft als eine Position „hinter dem Thron“<sup>7</sup> beschrieben. Diese Metapher wird bei der achtzehnjährigen Gustel Leubelfing nun real. Sie lebt in unmittelbarer Nähe ihres verehrten Königs, was sie mit einer „Flucht süßer und stolzer Gefühle“ (14) erfüllt. Ihre Funktion als Page könnte geradezu als prototypische Rolle einer Zwei verstanden werden. So ist die Rede von der „Schmeichelei des Pagen“ (19) und von den „Pageneigenschaften: Neugierde und Keckheit“ (20). Zudem kann Gustel ihre manipulativen Fähigkeiten gerade in dieser Rolle voll ausleben. Während des Feierabends des Feldherrn, an dem dieser „die letzte halbe Stunde vor Schlafengehen zu vertändeln und allerhand Allotria zu treiben“ (16) pflegt, scheint der Page ebenfalls seinen Beitrag zur behaglichen Stimmung zu leisten: „In dieser späten Freistunde

---

<sup>7</sup> Palmer, Helen: Das Enneagramm, München 1991, S. 160

saß er (Gustav Adolf) dann behaglich in seinem Sessel zurückgelehnt und Page Leubelfing auf einem Schemel daneben.“ (16) Gustel genießt diese körperliche und emotionale Nähe zum König. Gleichzeitig aber fühlt sie sich gebunden, unfrei und unecht, da sie nur in dieser angenommenen Rolle auch den Nutzen und Dank davon hat: Der Page ist deshalb immer wieder drauf und dran, „sein Ross zu satteln, bis an das Ende der Welt zu reiten, und zehnmal wurde er zurückgehalten durch eine unschuldige Liebkosung des Königs“ (22). Das Dilemma der Zwei besteht darin, dass die Liebeserwiderung nicht ihrer wahren Person, sondern der gebenden Rolle gilt.

Für den Enneatyp Zwei gibt es nicht ein eindeutiges Ich-Gefühl. Er passt sich seinem Gegenüber so an, dass er gleichsam in unterschiedlichen Beziehungen verschiedene Selbste annimmt. In der Novelle kommt dieser Umstand darin zur Darstellung, dass aus der Gustel ein Gust, aus dem Mädchen ein junger Mann wird. Nur das männliche Selbst garantiert ihr die Beziehung zum König. Es wundert daher nicht, dass sie stets in der Angst vor „einer beschämenden Entlarvung“ (14) lebt.

Die Erzählung nimmt eine entscheidende Wende, als Gustav Adolfs katholischer Gegenspieler Wallenstein überraschend bei ihm einen Besuch abstattet und ihn vor einem Meuchelmörder warnt. Zwar kenne er diesen nicht, aber der ihm entrissene Handschuh passe unfehlbar auf die Hand des Pagen, und auch dessen Stimme habe einen ähnlichen Klang. Durch eine Wandspalte belauscht der Page das Gespräch zwischen den beiden Heerführern. Weniger aus Angst um sich selber als vielmehr aus Sorge um den König fällt da sein Entscheid, diesen zu verlassen: „‘Was es mich koste‘, gelobte sich der Verzweifelnde, ‚ich will mich von ihm losreißen, ihn von mir befreien, damit ihn meine unheimliche Nähe nicht verderbe.“ (41) Die Formulierung dieses Entschlusses ist höchst interessant. Die Zwei, die letztlich immer auf der Suche nach Freiheit ist, sie aber nicht findet, solange sie ihre eigenen Bedürfnisse leugnet, stellt hier ihre Flucht als

Befreiung des Königs von ihr dar, mithin wieder als Dienst oder Hilfeleistung, die sein Verderben abwendet.

Glaubte Gustel zuerst noch, sie selbst stelle für den König eine Gefahr dar, wird ihr nach der Flucht plötzlich klar, wer der Meuchler sein muss, vor dem Wallenstein den Schwedenkönig gewarnt hat: Lauenburger, ein deutscher Fürst, mit dem sie Bekanntschaft gemacht hat, als er von Gustav Adolf vor den versammelten Fürsten zurechtgewiesen wurde. In dem Moment, in dem Gustel bewusst wird, um wen es sich handelt, erkennt sie in ihm einen Doppelgänger: „Bei klarer Überlegung erkannte jetzt der Flüchtling im Dunkel jenes Ereignisses, das ihn von der Seite des Königs vertrieben hatte, mit den scharfen Augen der Liebe und des Hasses seinen Doppelgänger.“ (42) In diesem Doppelgängermotiv, das auch den Schluss der Erzählung bestimmt, zeigt sich die Ambivalenz, welche die Hilfe und Zuwendung der Zwei in sich birgt. Sie enthält Liebe und Zerstörung: „Ich liebe den König!“ (27) ruft Gustel einerseits aus, und andererseits beginnt sie zu glauben, dass ihre „bloße Gegenwart“ dem geliebten König „ein geheimnisvolles Unheil bereiten könnte“ (41).

Gustel hält es nicht lange ohne ihren König aus. Eine Begegnung aus der Ferne löst bei ihr starke Emotionen aus: „Dem Pagen quollen die Tränen. Als er aber gegenüber an einem Fenster die Königin erblickte und ihr der König einen zärtlichen Abschied zuwinkte, schwoll ihm der Busen von einer brennenden Eifersucht.“ (47) So drängt sie sich wieder in die Nähe des Königs. Dort aber ist bereits ihr Doppelgänger, der Lauenburger, der sich offensichtlich mit seinem Herrn versöhnt hat. Darüber, dass sein Page wieder aufgetaucht ist, scheint sich der König nicht zu wundern. Der Autor fasst das Doppelgängermotiv in einem prägnanten Bild: „Kurz nachher sprengte der König davon, links und rechts hinter sich den Lauenburger und seinen Pagen Leubelfing.“ (50)

So endet denn die Novelle mit der Schlacht von Lützen, wo Gustav Adolf 1632 den Tod findet. Von seinem schwer verwundeten Pagen wird der Leichnam ins Pfarrhaus eines nahen Dorfes gebracht, wo ein Kornett bezeugt, gesehen zu haben, „wie er, den toten König vor sich auf dem Pferde haltend, über das Schlachtfeld sprengte. Er hat sich für die Majestät geopfert!“ (52) Dass aber Lauenburger, Gustels Doppelgänger, zuvor den König getötet hat, nimmt sie mit ins Grab.

Dem Leser bleibt ein zwiespältiges Gefühl, weiß er doch, dass sich Gustel nicht für ihren König, sondern für ihre Liebe zu ihm geopfert hat. Darin liegt der Stolz, die emotionale Leidenschaft des Enneatyps Zwei. Im Pfarrhaus beschließt man, über die Entdeckung der wahren Identität des Pagen zu schweigen. Sie selbst bezeichnet sich sterbend als „eine große Sünderin“ (53). Und indem gar die Sonne sich mit einer gnadenvollen Geste der toten Sünderin zuwendet, entlässt der letzte Satz auch einen versöhnten Leser: „Ein Strahl der Morgensonne ... glitt durch das niedrige Kirchenfenster, verklärte das Heldenantlitz und sparte noch ein Schimmerchen für den Lockenkopf des Pagen Leubelfing.“ (55)

## **Peter Schlemihl<sup>8</sup> oder Tragik und Wandel einer Drei**

„Peter Schlemihls wundersame Geschichte“ ist wohl eines der bekanntesten romantischen Märchen. Das Hauptmotiv - der abhanden gekommene Schatten - könnte geradezu als archetypisch bezeichnet werden. Wer hat nicht irgendwann auch schon an die Möglichkeit gedacht, seinen Schatten zu verlieren? Der Autor, Adelbert von Chamisso, soll auf einer Reise durch seinen Freund Fouqué darauf gestoßen worden sein. Als er nämlich nebst seinem Mantelsack zahlreiche Kleidungsstücke verloren hatte, habe ihn Fouqué scherzhaft gefragt, ob er nicht auch um seinen Schatten gekommen sei. 1813 entstand dann die märchenhafte Erzählung und erschien 1814 als Buchausgabe in Nürnberg.

Die Erzählung ist also entstanden lange bevor das Wort „Schatten“ die Bedeutung hatte, die ihm die Tiefenpsychologie später verlieh: der Schatten als der Bereich unseres Selbst, der uns nicht bewusst ist und den wir, wird er uns bewusst, gerne möglichst schnell wieder los wären - kurz: unsere dunkle Seite. Da wir den Schatten nicht los werden können, ist es eine unserer lebenslangen Aufgaben, ihn anzunehmen, uns mit ihm zu versöhnen. Wenn wir nun dieses Verständnis des Wortes mit der Erzählung von Schlemihl in Verbindung bringen, muss diese selbst erweisen, inwieweit das zulässig ist.

Das Enneagramm befasst sich mit den Lebensstrategien, die wir Menschen entwickeln, um in dieser Welt bestehen zu können. Gerade das Geniale und Wirksame an jeder Strategie ist es, was uns den zugehörigen Schatten übersehen lässt. Er bildet eine Art unabdingbare Rückseite der Medaille, von der wir gerne nur die glänzende Vorderseite betrachten. Wir definieren uns in der Regel so stark über diese Vorderseite, dass wir uns ganz mit ihr,

---

<sup>8</sup> Chamisso, Adelbert von: Peter Schlemihls wundersame Geschichte, Reclam UB 93, Stuttgart 1980 (Erstveröffentlichung 1814)

mit unserem Muster, unserer Lebensstrategie identifizieren, ja sie eigentlich mit unserem Selbst verwechseln. Dieses Grundprinzip, das wir bei allen Typen beobachten können, führt uns am konsequentesten der Enneatyp Drei vor Augen. Seine emotionale Leidenschaft ist die Täuschung. Er täuscht primär sich selbst in einem so hohen Maß, dass er seine Maske ganz für sein Selbst hält und sich damit den Blick auf den eigenen Schatten praktisch vollständig verstellt. Wir könnten die Drei als Menschen verstehen, der seinen Schatten „verkauft“ hat, um dafür das zu bekommen, was ihm in dieser Welt Erfolg verspricht.

Peter Schlemihl begegnen wir am Anfang der Erzählung in einer vornehmen Gesellschaft. Ein Empfehlungsschreiben, das er von einer Schiffsreise mitgebracht hat, gibt ihm Hoffnung, von hier den Sprung in die Welt und die bessere Gesellschaft zu schaffen. Er übergibt das Schreiben dem Gastgeber, welcher dabei seine Lebensmaxime zum Besten gibt, nämlich dass er jeden, der nicht Herr wenigstens einer Million sei, für einen Schuft halte. Die Reaktion Schlemihls lässt uns tief in sein Herz blicken: “Oh, wie wahr!” rief ich aus, mit vollem, überströmendem Gefühl.“ (18) Bald darauf geht sein Wunsch in Erfüllung. Ein Mann in einem grauen Rock bietet ihm „Fortunati Glückssäckel“ (23) an, dem sich beliebig viele Goldstücke entnehmen lassen. Allerdings muss er ihm dafür seinen Schatten überlassen. Schlemihl geht auf den Handel ein. Sogleich zieht er ins vornehmste Hotel des Ortes, wo er sich die besten Zimmer geben lässt. Doch an eines hat er nicht gedacht: Die Verbindung zu seinen Mitmenschen bricht ab. Zwischen Entsetzen und Mitleid stellen sie seine Schattenlosigkeit fest und fliehen ihn. Dadurch gerät er in einen Zustand, den er folgendermaßen beschreibt: „... fern von jedem menschlichen Zuspruch, bei meinem Golde darabend, aber ich hatte nicht das Herz nach ihm, sondern ich fluchte ihm, um dessentwillen ich mich von allem Leben abgeschnitten sah.“ (29f.) Abhilfe lässt sich kaum schaffen: Der „Mann im grauen Rock“ scheint spurlos verschwunden, und der berühmteste Maler der Stadt sieht sich außer Stande, Schlemihl einen falschen Schatten zu malen.

In dieser Situation wird ihm sein Diener Bendel zur großen Hilfe. Wie sein Name schon andeutet, schafft er die Verbindung zwischen Schlemihl und der Welt, wenngleich es eine täuschende, lügenhafte Verbindung ist: „Es ist unbeschreiblich, wie vorsorglich Bendel mein Gebrechen zu verhehlen wusste. ... So wagt' ich mich wieder unter die Menschen und begann eine Rolle in der Welt zu spielen. Ich musste freilich viele Eigenheiten und Launen scheinbar annehmen. Solche stehen aber dem Reichen gut, und so lange die Wahrheit nur verborgen blieb, genoss ich aller der Ehre und Achtung, die meinem Golde zukam.“ Die Verbindung, welche der Enneatyp Drei zu den Mitmenschen und zur Welt aufbaut, konzentriert sich ganz auf das, was sich sehen lässt. Niemand soll merken, dass ihm zutiefst etwas fehlt. So lebt er ganz seinem Erfolg und seinem öffentlichen Ansehen und lässt dabei seine emotionale Seite, die ja etwas Wahres von ihm offenbaren könnte, verkümmern, bis er sie selbst kaum mehr wahrnimmt. Es ist eine eigentliche Lebenslüge, hinter der sich die Drei verbirgt.

Das Lügengebilde, in dem Schlemihl lebt, nimmt geradezu groteske Formen an: „Ich hatte Bendel mit einigen Goldsäcken vorausgeschickt, um mir im Städtchen eine Wohnung nach meinen Bedürfnissen einzurichten. Er hatte dort viel Geld ausgestreut und sich über den Fremden, dem er diente, etwas unbestimmt ausgedrückt.“ (35) Das führt dazu, dass ihn die Bewohner des Städtchens für ihren inkognito reisenden Kaiser halten und ihm einen jubelnden Empfang bereiten: „Der Pöbel schrie Vivat unter meinem Fenster, und ich ließ doppelte Dukaten daraus regnen.“ (36) Er lässt sich die Verehrung gar nicht ungerne gefallen: „Es schmeichelte mir doch, sei es auch nur so, für das verehrte Haupt angesehen worden zu sein.“ (37) Das Missverständnis löst sich nicht vollständig auf; Schlemihl bleibt wenigstens beim Titel eines Grafen: „Was sollt' ich tun? Ich ließ mir den Grafen gefallen und blieb von Stund' an der Graf Peter.“ (37)

Dass auf der Basis dieser Verbindung zu den Menschen, die nur auf äußerem Schein, Status und Geld aufbaut, keine wahre Liebe möglich ist, wird für Peter Schlemihl wie für manche Drei zu einer der schmerzhaftesten Erfahrungen. An seinem neuen Wohnort verliebt sich Schlemihl in die Förstertochter Mina. Er erkennt die tiefe Liebe Minas und verzweifelt gleichzeitig ob der eigenen Unredlichkeit: „... der ich, ohne Schatten, mit tückischer Selbstsucht diesen Engel verderbend, die reine Seele an mich gelogen und gestohlen!“ (40). In der Hoffnung, den „Mann im grauen Rock“ in Jahresfrist wieder zu treffen und den Handel rückgängig machen zu können, sucht er mit Mina einen Stillhaltevertrag zu machen. Sie soll Teil seiner Täuschung werden: „Ich erklärte ihr, ich sei nicht das, wofür man mich anzusehen schien; ich sei nur ein reicher, aber unendlich elender Mann. Auf mir ruhe ein Fluch, der das einzige Geheimnis zwischen ihr und mir sein solle, weil ich noch nicht ohne Hoffnung sei, dass er gelöst werde.“ (41) Doch wie könnte es anders sein? Noch bevor es zu Verbindung der beiden kommt, fliegt die Täuschung auf. In dieser höchsten Not taucht rechtzeitig der „Mann im grauen Rock“ auf und bietet Schlemihl den Schatten an, allerdings nur unter der Bedingung, dass er ihm seine Seele mit dem eigenen Blut verschreibe. Schlemihl muss mit ansehen, wie Mina zur Verbindung mit seinem ehemaligen Diener und jetzigen Todfeind Rascal gedrängt wird. Die Versuchung, auf den Handel einzugehen, steigt damit natürlich ins unermessliche. Dennoch leistet Schlemihl Widerstand - und endlich ist es eine Ohnmacht, die ihn daran hindert, auch seine Seele noch herzugeben. Damit aber ist auch Mina für ihn verloren.

Auf diesem Tiefpunkt seiner tragischen Entwicklung trennt sich Schlemihl schließlich auch von Bendel, der ihm bisher die Verbindung zu den Menschen ermöglicht hat: „Ich werde allein unstät in der Welt wandern ....“ (60) „... denn ich hatte weiter auf Erden kein Ziel, keinen Wunsch, keine Hoffnung.“ (61) Doch der „Mann im grauen Rock“ lässt ihm immer noch keine Ruhe. Er kämpft um Schlemihls Seele, und als er sieht, dass zur Zeit nichts zu machen ist, weist er ihn darauf hin, dass er ihn jeder-

zeit rufen könne: „Sie brauchen nur ihren Säckel zu schütteln, dass die ewigen Goldstücke darinnen rasseln; der Ton zieht mich augenblicklich an.“ (66) Als würde es Schlemihl erst jetzt richtig bewusst, worin der Teufel steckt, nämlich in dem, was ihm bisher die Täuschung der Welt und seiner selbst ermöglichte, vollzieht er eine endgültige Trennung davon: „Ich entsetzte mich, und schnell den klingenden Säckel in den Abgrund werfend, sprach ich zu ihm die letzten Worte: ‚So beschwör ich dich im Namen Gottes, Entsetzlicher! hebe dich von dannen und lasse dich nie wieder vor meinen Augen blicken!‘“ (66f.)

Darauf beschreibt Schlemihl seine Situation folgendermaßen: „Ich saß da ohne Schatten und ohne Geld; aber ein schweres Gewicht war von meiner Brust genommen, ich war heiter.“ (67) Da, an diesem Punkt absoluter Ehrlichkeit gegenüber sich selber, findet die Wende im Leben der Drei statt. „Ich sah mich an auf den neuen Charakter, den ich in der Welt bekleiden sollte: Mein Anzug war sehr bescheiden.“ (68) Für Schlemihl beginnt ein neues Leben. In aller Bescheidenheit, ohne Hoffnung auf ein gutes Image und auf Erfolg, macht er sich auf den Weg. Und da, unterwegs, wird ihm die märchenhafte Gabe zuteil, die seine weitere Zukunft bestimmt. An einer Kirmes ersteht er sich für das wenige Geld, das er noch hat, ein Paar Stiefel, um erst später festzustellen, dass es sich um Siebenmeilenstiefel handelt. Was diese ihm ermöglichen, ist gleichzeitig Sühne und neues Lebensziel: „Ich fiel in stummer Andacht auf meine Knie und vergoss Tränen des Dankes - denn klar stand plötzlich meine Zukunft vor meiner Seele. Durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich zum Ersatz an die Natur, die ich stets geliebt, gewiesen, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wissenschaft. Es war nicht ein Entschluss, den ich fasste. Ich habe nur seitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein inneres Auge trat, getreu mit stillem, strengem, unausgesetztem Fleiß darzustellen gesucht, und meine Selbstzufriedenheit hat von dem Zusammenfallen des Dargestellten mit dem Urbild abgehungen.“ (71) Schlemihl be-

reist als Wissenschaftler alle Kontinente der Erde. Zum Erfolg verhelfen ihm seine Siebenmeilenstiefel. Sie sind wohl ein Bild für die Gabe der Drei, effizient und fleißig arbeiten zu können. Wenn sie sie einsetzt für die Wahrheit - hier in Gestalt der Wissenschaft - und nicht für die Aufrechterhaltung des eigenen Images, dann wird das, was sie darstellt, dem Urbild ihres wahren Selbst immer ähnlicher. Dass es sich dabei um einen Prozess der Transformation und der Genesung handelt, wird im Märchen dadurch dargestellt, dass Schlemihl unterwegs in ein Hospiz namens „Schlemihlium“ (76) gelangt, wo er von Mina, die schon Witwe ist, und Bendel gesund gepflegt wird.

Die Lehre, die ihm sein Leben gegeben hat, fasst Peter Schlemihl am Ende seines Berichtes mit folgenden Worten zusammen: „Du aber, mein Freund, willst du unter den Menschen leben, so lerne verehren zuvörderst den Schatten, sodann das Geld. Willst du nur dir und deinem besseren Selbst leben, oh, so brauchst du keinen Rat.“ (78f.) Direkter könnte es wohl niemand anders als eine Drei formulieren.

## **Brigitta<sup>9</sup>** **oder Der Weg einer Vier zum heiligen Ursprung**

1844 erschien zum ersten Mal die Novelle „Brigitta“ von Adalbert Stifter. Zwei Jahre später entstand dann eine erweiterte Endfassung, die der Autor zusammen mit anderen Novellen 1847 unter dem Sammeltitle „Studien“ veröffentlichte. „Brigitta“ erweist sich bis heute als eine der berühmtesten und tiefstinnigsten Erzählungen Stifters. Schon im einleitenden Abschnitt zeigt er, dass es ihm um ein psychologisches Thema geht, nämlich um die Frage nach der Korrespondenz von äußerer Erscheinung und innerem Wert: „In dem Angesichte eines Hässlichen ist für uns oft eine innere Schönheit, die wir nicht auf der Stelle von seinem Werte herzuleiten vermögen, während uns oft die Züge eines andern kalt und leer sind, von denen alle sagen, dass sie die größte Schönheit besitzen.“ (3)

Dieser Frage nachzugehen ist Stifters dichterisches Vorhaben. Dabei ist er überzeugt, dass die Dichtkunst manches zu erhellen vermag, was der Psychologie nicht zugänglich sei: „Die Seelenkunde hat manches beleuchtet und erklärt, aber vieles ist ihr dunkel geblieben.“ (3)

Wenn ich nun das Augenmerk auf die Hauptfigur in dieser Novelle lenke, so hoffe ich, dass gerade aus dem Zusammenspiel von dichterischer und typologischer Betrachtungsweise ein neues Licht auf Brigitta fallen kann.

Brigitta kommt als hässliches Kind zur Welt. Dass ihre beiden älteren Schwestern als Schönheiten bewundert werden, macht die Situation für sie noch schwerer. So ist eine ihrer ersten wichtigen Lebenserfahrungen die Abwendung, die ihr zuteil wird: „Die Mutter wandte, von sich selber unbemerkt, das Auge ab

---

<sup>9</sup> Stifter, Adalbert: Brigitta, Reclam UB 3911, Stuttgart 1970 (Erstveröffentlichung 1844)

und heftete es auf zwei kleine schöne Engel, die auf dem reichen Teppiche des Bodens spielten.“ (37)

Die fehlende Zuwendung ist natürlich für ein solches Kind eine Grundgefährdung im emotionalen Bereich. Wo soll es die Geborgenheit erhalten, die ein Mensch so dringend nötig hat, worauf das Urvertrauen aufbauen können? Statt dessen geht es mit einer tiefen Kränkung ins Leben hinein: „Der Vater ging öfter durch das Zimmer nach seinen Geschäften, und wenn die Mutter wohl manchmal gleichsam aus verzweiflungsvoller Brünstigkeit die andern Kinder herzte, sah sie nicht das starre schwarze Auge Brigittas, das sich hinheftete, als verstünde das winzige Kind schon die Kränkung.“ (37)

Wen wundert es, dass Brigitta zu einem abweisenden Kind wird, das die Schwestern schlägt und für die seltenen Anwandlungen von Liebesbeweisen seitens der Eltern nicht mehr zugänglich ist. Alles, was sie an Emotionalität braucht, muss sie sich selbst geben: „Die Mutter aber wurde dadurch noch mehr zugleich liebend und erbittert, weil sie nicht wusste, dass die kleinen Würzlein, als sie einst den warmen Boden der Mutterliebe suchten und nicht fanden, in den Fels des eigenen Herzens schlagen mussten, und da trotzen. So ward die Wüste immer größer.“ (37f.)

Im Jugendalter sucht Brigitta Zuflucht in einem eher männlichen Verhalten. Ihr Wesen wird als störrig und stumm empfunden und sie widersetzt sich sowohl gutem Zureden wie auch körperlichen Strafen. Den Gesellschaften, in denen sich ihre Schwestern wohl fühlen, entzieht sie sich weitgehend, oder, falls sie doch einmal hingehet, kleidet sie sich schwarz und auffällig: „Sie war manchmal in den Versammlungen gegenwärtig, und dann trug sie immer ein weites, schwarzseidenes Kleid, das sie sich selber zusammengemacht hatte - oder sie mied dieselben, saß indessen auf ihrem Zimmer, und man wusste nicht, was sie dort tat.“ (39)

„An jenem Abende saß sie in ihrem gewöhnlichen schwarzseidenen Kleide da. Um das Haupt hatte sie einen Kopffutz, den sie selber gemacht hatte, und den ihre Schwestern hässlich nannten. Wenigstens war es in der ganzen Stadt nicht Sitte, einen solchen zu tragen, aber er stand zu ihrer dunklen Farbe sehr gut.“ (41) Es ist der in diesem Abschnitt erwähnte Anlass, an dem Brigitta einen Mann kennenlernt, der sich offensichtlich für sie interessiert: Stephan Murai, der nach langen Reisen in die Hauptstadt zurückgekommen ist und nun viele Gerüchte und Mädchenherzen an sich zieht. Zum ersten Mal in ihrem Leben erfährt Brigitta echte Zuwendung, die ihr auch den Zugang zu den eigenen Gefühlen öffnet, die sich in einem Strom von Tränen manifestieren: „Es waren die ersten Seelentränen in ihrem ganzen Leben gewesen. Sie weinte immer mehr und immer heftiger, es war, als müsste sie das ganze versäumte Leben nachholen, und als müsste ihr um vieles leichter werden, wenn sie das ganze Herz herausgeweint hätte.“ (42) Allerdings ist es ihr nicht möglich, Stephan Murai auch nur den kleinsten Schritt entgegenzukommen. Und als er ihr seine Liebe gesteht, bittet sie ihn sogar, nicht um sie zu werben.

Von diesem Punkt der Entwicklung aus lässt sich nun wohl in der Rückschau Brigitta als ein Beispiel für den Enneatyp Vier verstehen. In einem Alter, in dem sich junge Menschen für das andere Geschlecht in besonderem Masse interessieren, zeigt sich Brigitta als überlegen und unnahbar. Sie scheint um sich selbst zu kreisen, gibt sich mit ihrem Verhalten und ihrer Erscheinung das Flair des Besonderen und der Tragik. Wenn wir ihre Geschichte anschauen, können wir gut begreifen, dass sich hinter diesem Verhalten eine ganz tiefe Sehnsucht verbirgt, die Sehnsucht, endlich einmal zu jemandem die Verbindung herstellen zu können, die ihr von Anbeginn ihres Lebens gefehlt hat. Dabei scheint sich Brigitta ihres inneren Wertes bewusst zu sein, eines Wertes, der sie weit über alle Menschen in ihrem Umkreis erhebt, der jedoch von den meisten nicht erkannt werden kann. Natürlich ist nicht die äußere Hässlichkeit, die wir bei Brigitta finden, kennzeichnend für den Enneatyp Vier. Sie steht hier

symbolisch dafür, dass im Selbstverständnis der Vier andere Menschen eben keinen Zugang haben zu den Tiefen ihres Herzens. Und dabei ist es auch sie, die diese Verbindung zum Ursprünglichen zutiefst verloren hat. So ist sie nicht nur einsam, sondern auch sich selbst entfremdet. Sicherheit im Bezug auf die eigene Identität kann sich nur im Austausch mit anderen Menschen entwickeln. Diese Möglichkeit war Brigitta von klein an verwehrt. Was hier als äußere Erfahrung dargestellt ist, zeigt sich beim Enneatyp Vier oft als inneres Grundgefühl: Ich bin getrennt von den Andern. Wer bin ich also, wie bin ich wirklich? Das vage Selbstgefühl wird kompensiert, indem sich die Vier auch in ihrer äußeren Erscheinung von andern abhebt. Bei Brigitta sind es die schwarzen, selbst genähten Kleider, die sie besonders und auffällig machen. Die Distanzierung, die dadurch zustande kommt, schafft für Brigitta ein Stück Selbstvergewisserung.

Die Vier erlebt sich selbst häufig als Opfer, ein Grundgefühl der Verletztheit durchzieht ihr Leben. Auch dieser Aspekt ist bei Brigitta unmittelbar greifbar. Sie erfuhr durch die ständige Missachtung schon im Kindesalter eine tiefe Kränkung. Das führt zum Gefühl eines untergründigen Schmerzes: ein depressives Gefangensein im eigenen Herzen. Stifter zeigt das im Bild der Würzlein, die im Stein des eigenen Herzens nach Nahrung suchen, auf unüberbietbare Weise. Das hierin der Grund gelegt ist für die emotionale Leidenschaft der Vier, den Neid, ist leicht einsehbar. Die Schwestern Brigittas erfahren in ihrer hübschen Gewöhnlichkeit alle Zuwendung, auf die sie verzichten muss; ihnen ist die emotionale Nahrung zugeflossen, die sie sich dem eigenen Herzen entreißen muss. Das wird bei der Vier zu einem Grundmuster in ihrem Leben. Sie gelangt zur Überzeugung, dass sie emotionale Tiefe letztlich nur in ihrem eigenen Herzen erfahren kann und dass die anderen, gewöhnlichen Menschen nur oberflächliche Emotionen erleben. Dennoch scheinen sie dabei glücklich und erfüllt zu sein, scheinen nicht dauernd nur in der Sehnsucht leben zu müssen und wecken so in der Vier

den Neid, begründet in dem Verdacht, andere könnten eben doch haben, wonach sich die Vier so sehr sehnt.

Wenn wir Brigittas Entwicklung weiterverfolgen, sehen wir, dass das starre Eingeschlossensein in sich selbst erst durch die Berührung von außen in Bewegung kommt. Darauf ist die Vier als Herz- und Beziehungstyp eben doch angewiesen. Ihre tiefe Sehnsucht richtet sich nach außen. In der Verbindung mit dem Herzen eines Du könnte emotionales Erfülltsein in seiner ganzen Tiefe möglich sein. In der Erzählung ist bemerkenswert, dass Brigitta erst in der Begegnung mit Stephan Murai einen Zugang zu ihrem Schmerz findet. Erst jetzt findet dieses Gefühl seinen Ausdruck in dem fast unversiegbaren Tränenfluss. Doch da, wo sich ein Weg auftut, schließt er sich auch gleichzeitig wieder. Die Verbindung, die Brigitta nun mit Stephan Murai eingeht, könnte klassischer nicht sein für das, was in den Liebesbeziehungen der Vier immer wieder erkennbar ist. Sie kann nicht anders, als alles zu fordern: eine absolute Liebe, eine Liebe, die schon von Anfang an zum Scheitern verurteilt ist. Als spürte sie das, bittet Brigitta Murai, nicht um sie zu werben: „...werben Sie nicht um mich, Sie würden es bereuen.“ ,Warum denn, Brigitta, warum nicht?‘ ,Weil ich‘, antwortete sie leise, ,keine andere Liebe fordern kann, als die allerhöchste. Ich weiß, dass ich hässlich bin, darum würde ich eine höhere Liebe fordern, als das schönste Mädchen dieser Erde. Ich weiß es nicht, wie hoch, aber mir ist, als sollte sie ohne Maß und Ende sein.“ (44) Trotz dieser Forderung kommt es zur Verbindung der beiden. Sie vermählen sich und bleiben vorerst in einer Stadtwohnung. Brigitta meidet die Öffentlichkeit. In dieser Phase ihres Lebens wird ein weiterer Charakterzug des Enneatyps Vier sichtbar: „Sie dachte nicht, dass etwas Äußerliches zu ihrem Glücke erforderlich sei. Obgleich die Wohnung im allgemeinen mit allem versehen war, was ihr nur immer not tat, so blieb doch im einzelnen noch so vieles zu verbessern und zu verschönern übrig.“ (46) Das Wesentliche für die Vier ist die emotionale Erfahrung. Interessant aber ist, dass sich bei diesem Typ das Emotionale fast immer auch im Ästhetisch-Gegenständlichen manifestiert. So ist es bei Brigitta die

Wohnung, die sie so nach ihrem inneren Geschmack herrichtet, dass sie „...die Eintretenden mit klarer Wohnlichkeit und einfacher Schönheit empfing.“ (47)

Brigittas Liebesbeziehung zu ihrem Mann Stephan Murai hält nicht lange an. Für den oberflächlichen Leser der Novelle ist es die Bekanntschaft Murais mit Gabriele, welche zum Bruch mit Brigitta führt. Er lernt Gabriele kennen, nachdem er mit seiner Frau auf ein Landgut gezogen ist. Sie scheint in jeder Hinsicht ein Gegenstück zu Brigitta zu sein: von äußerer Schönheit, in natürlicher Freiheit aufgewachsen, unbefangen und übermütig. Schaut man genauer hin, sieht man jedoch, dass das Ende schon an einem andern Punkt eingesetzt hat. Wenn Murai sich mit ihr in der Öffentlichkeit zeigt, entdeckt sie an ihm einen Ansatz von Unechtheit, sie, die nur das absolut Echte akzeptieren kann. „Hiebei bemerkte sie, dass er sie vor Leuten noch zarter und noch aufmerksamer behandle, als selber zu Hause. Sie dachte: ‚Jetzt weiß er, was mir fehlt‘, und hielt das erstickende Herz an sich.“ (47)

Murais Beziehung zu Gabriele ist dann lediglich der Höhepunkt der Entfremdung, welche zur Scheidung führt. In diesem Moment taucht auch etwas auf, das jeder Enneatyp Vier in der einen oder andern Form kennt: die Scham. „Brigittas Herz aber war zu Ende. Es war ein Weltball von Scham in ihrem Busen emporgewachsen, wie sie so schwieg, und wie eine schattende Wolke in den Räumen des Hauses herumging. Aber endlich nahm sie das aufgequollne schreiende Herz gleichsam in ihre Hand, und zerdrückte es.“ (49) Wieder ist es die Herzmeterapher, mit welcher der Dichter den Beziehungsbruch Brigittas und ihr Hineinfallen in die tiefe, isolierende Depression zum Ausdruck bringt. Brigitta zieht sich mit ihrem Sohn Gustav auf den Familiensitz in der ungarischen Steppe zurück, „... um sich dort zu verbergen (50)“.

Was bisher erzählt wurde, erfahren wir in Stifters Novelle in der Rückblende. Das eigentliche Thema des Werks aber ist die er-

neute Annäherung und das Wiederfinden von Brigitta und Murai. In diesem Prozess klingt ein Stück Erlösung einer Vier an. An die Stelle des Neids und der emotionalen Extreme tritt die Ausgeglichenheit und statt des Selbstmitleids und der Gefühlstiefe in der Depression findet Brigitta den Weg zu wahrer Ursprünglichkeit.

Auf ihrem Gut in der ungarischen Steppe widmet sich Brigitta der Landwirtschaft. „Damals erschien sie mit ihrem Kinde auf ihrem Sitze Maroshely, habe wie ein Mann umzuändern und zu wirtschaften begonnen ... Man könne hier sehen, was unausgesetzte Arbeit vermöge; denn sie habe auf dem Steinfeld fast Wunder gewirkt.“ (34)

Da begegnen wir nun einem zentralen Motiv in der Novelle: der Steppe. Die Steppe verbirgt unter ihrer hässlichen, unfruchtbaren Oberfläche wahre Schönheit. Allerdings muss sie kultiviert werden. Das ist die Arbeit, der sich Brigitta ganz verschreibt. Es ist gleichsam ein Schöpfungsakt, den sie im Verlauf vieler Jahre tätigt. Da erlebt sie wahre Ursprünglichkeit. Diese liegt nicht darin, dass sie die Steppe, so wie sie eben ist, hinnimmt, sondern in der kultivierenden und pflegenden Tätigkeit. Verfolgt man dieses Motiv in der Novelle, tut sich einem eines der schönsten Bilder für die Verwandlung der Herzenergie einer Vier auf.

Nach fünfzehn Jahren zieht Stephan Murai auf ein benachbartes Gut. Auf seinen vielen Reisen hat er nicht das gefunden, was er suchte. Und nun widmet er sich der gleichen Aufgabe wie seine Nachbarin. Die Beziehung, welche die beiden nun zueinander pflegen, wird folgendermaßen beschrieben: „Es war ohne Widerrede das, was wir zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes Liebe nennen würden, aber es erschien nicht als solches. Mit einer Zartheit, mit einer Verehrung, die wie an die Hinneigung zu einem höheren Wesen erinnerte, behandelte der Major das alternde Weib; sie war mit sichtlicher innerlicher Freude darüber erfüllt, und diese Freude, wie eine späte Blume, blühte auf ihrem Antlitze, und legte einen Hauch von Schönheit darüber,

wie man es kaum glauben sollte, aber auch die feste Rose der Heiterkeit und Gesundheit.“ (56f.)

Es ist erstaunlich zu sehen, wie in dieser abgeklärten Form der Liebe die Vier zu wahrer Schönheit erblühen und gesunden kann. Dabei handelt es sich um eine Form der Liebe, die sich selbst Grenzen setzt, die sich bescheidet im Bewusstsein, nicht alles, nicht das Absolute haben zu können, eine Liebe, welche die Erfüllung nicht in den emotionalen Tiefen, sondern im Ausgleich, in der Harmonie der Gefühle findet.

Und doch: Man spürt, dass noch etwas fehlt. Die Vergangenheit steht noch wie ein großes Tabu hinter den beiden, das seinen Schatten auf sie wirft. Symbolisiert wird sie in der Novelle durch die Wölfe, welche die Gegend unsicher machen und gegen die beide ihre Gutshöfe schützen müssen. Und natürlich ist ihr Sohn Gustav ein Stück lebender Vergangenheit. Er ist es, der eines Tages im Kampf gegen die Wölfe schwer verwundet wird. An seinem Krankenbett treffen sich Brigitta und Murai. Da ist der Moment nun da, in dem Brigitta den letzten Schritt machen kann, den Schritt des Verzeihens. Da wird sichtbar, dass Brigitta mit sich selbst und mit ihrer Vergangenheit ausgesöhnt ist. Sie braucht sich nicht mehr mit dem Teil ihrer selbst zu identifizieren, dessen Sehnsucht nie erfüllt werden kann. Sie findet die Erfüllung in dem, was einer Vier anfangs nur allzu gewöhnlich erscheinen muss, sofern sie es nicht mit einer Erwartung belastet, die zum Scheitern führt: in der Gattenliebe. „O wie heilig, o wie heilig, muss die Gattenliebe sein, und wie arm bist du, der du von ihr bisher nichts erkanntest, und das Herz nur höchstens von der trüben Lohe der Leidenschaft ergreifen ließest.“ (63)

Da ist die Vier am heiligen Ursprung angekommen, an dem Ort, den das ganze Sehnen ihres Herzens, ihr neidvoller Blick immer gemeint hat, und der doch für sie so schwer zu erreichen ist, da sie „insgeheim nichts anderes will, als ihre Identität aufrechtzuhalten - also jemand zu bleiben, dessen Sehnsucht sich nie

erfüllt“<sup>10</sup>. In Stifters Brigitta haben wir eine Frau kennen gelernt, die gerade in ihrem schweren Lebensschicksal diesen Weg hat gehen können. Sie musste ihn über weite Strecken alleine gehen. Dass sie ein anderer Mensch zutiefst versteht - einer der größten Wünsche der Vier - kann nicht Voraussetzung, es kann höchstens die Frucht ihrer Entwicklung sein. Dass sie in Stephan einen solchen Menschen gefunden hat, zeigt sich darin, dass er sie nicht auf sein Gut holt, sondern zu ihr nach Maroshely zieht, „... von wo der Major im Sinne hatte, Brigitta nie fortzuziehen, weil sie da in Mitte ihrer Schöpfung sei“ (64).

Da, wo sie die Steppe urbar gemacht hat, hat sich ihre Herzenergie verwandeln, hat sie zum heiligen Ursprung finden können.

---

<sup>10</sup> Maitri, Sandra: Neun Porträts der Seele, Bielefeld 2001, S. 165

## **Pankraz<sup>11</sup>**

### **oder Der Weg einer Fünf von der Isolation zur Integration**

Gottfried Keller ist zweifellos einer der größten Schweizer Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts. Sein Novellenzyklus "Die Leute von Seldwyla", dessen erster Band 1856 erschien, hat ganz wesentlich zu seinem Ruhm beigetragen. Im typisch Schweizerischen, das in diesen Erzählungen dargestellt und ironisiert ist, begegnet uns immer auch Allgemeinmenschliches. In einer dieser Novellen mit dem Titel „Pankraz der Schmoller“ lässt sich unschwer ein Beispiel für den Enneatyp Fünf erkennen.

Im Mittelpunkt des Geschehens steht Pankraz. Er wächst mit seiner verwitweten Mutter und seiner jüngeren Schwester Esther in Seldwyla auf. Keller stellt ihn gleich zu Beginn nicht von der besten Seite vor: „Im übrigen war es ein eigensinniger und zum Schmollen geneigter Junge, welcher nie lachte und auf Gottes lieber Welt nichts tat oder lernte.“ (12)

Man bekommt sehr bald den Eindruck, Pankraz lebe in einer eigenen Welt, in die er sich mit Hilfe seines Schmollens zurückziehen kann. Dass er mit dieser Rückzugsmöglichkeit eine sehr große Macht hat, zeigt sich im Leiden von Mutter und Schwester; der Gequälte aber ist auch er selbst: „Pankraz, der Sohn, tat und lernte fortwährend nichts als eine sehr ausgebildete und künstliche Art zu schmollen, mit welcher er seine Mutter, seine Schwester und sich selbst quälte.“ (13) Am meisten ärgert ihn, dass Estherchen, seine Schwester, in ihrem Lachen doch immer wieder ein Stück Überlegenheit zum Ausdruck bringt. Wie sie aus einem Kampf ums Essen wieder einmal als Siegerin hervorgeht, verschwindet Pankraz über Nacht von zu Hause. Damit beginnt sein Weg, der sich als Weg von der völligen Verstrickt-

---

<sup>11</sup> Keller, Gottfried: Pankraz der Schmoller, Reclam UB 6171, Stuttgart 1989 (Erstveröffentlichung 1856)

heit in sein Charaktermuster zu einem ganzen Menschen erweisen wird.

Als viele Jahre später ein Oberst in Seldwyla auftaucht, gibt er sich als der einst allen bekannte Pankraz zu erkennen. Diesen lässt der Autor im folgenden seine Geschichte erzählen. An den Anfang stellt er eine Analyse seines kindlichen Schmollens: „Wenn ich hauptsächlich immer des Essens wegen böse wurde und schmollte, so war der geheime Grund hiervon das nagende Gefühl, dass ich mein Essen nicht verdiente, weil ich nichts lernte und nichts tat, ja weil mich gar nichts reizte zu irgendeiner Beschäftigung und also keine Hoffnung war, dass es je anders würde; denn alles, was ich andere tun sah, kam mir erbärmlich und albern vor; selbst euer ewiges Spinnen war mir unerträglich und machte mir Kopfweg, obgleich es mich Müßigen erhielt.“ (22) Damit stellt er sich als einen Menschen dar, der unter der Leere und Sinnlosigkeit seines Daseins litt, aber nicht fähig war, im tätigen Handeln einen Ausweg zu finden. Vielmehr zog er sich ganz auf sich selbst zurück und brachte diesen Selbst-Geiz in der auf das Essen fixierten Habsucht zum Ausdruck. Sein Verhältnis zur Welt war durch die Abwertung bestimmt: Was die anderen taten, war dumm. So finden wir im jugendlichen Pankraz den Lebensentwurf einer geradezu pathologischen Fünf.

Endlich von zu Hause abgehauen, schlägt sich Pankraz nach Hamburg durch, indem er immer wieder für kurze Zeit irgendwo seine Dienste anbietet. Da zeigt sich nun plötzlich, dass er sehr lernfähig ist und die unterschiedlichsten Arbeiten geschickt anpacken kann. Er führt das selbst auf seine kindliche Haupttätigkeit, nämlich das müßige Beobachten zurück: „...ich hatte mir während meines Herumlungerns hier alle Handgriffe und Übungen derjenigen, welche arbeiteten, wohl gemerkt, sogar öfter dabei gedacht, wie sie dies und jenes ungeschickt in die Hand nähmen und wie man eigentlich die Hände ganz anders müsste fliegen lassen, wenn man erst einmal ein Arbeiter heißen wollte.“

(22) Sein bisheriges Leben hat sich also hauptsächlich im Kopf abgespielt.

Pankraz lässt sich als englischer Soldat für Ostindien anwerben. Dort verlässt er jedoch bald seine Truppe, um Dienst bei einem Kommandeur anzunehmen. Der alte Herr ist froh, in ihm ein Mädchen für alles und einen Schachpartner gefunden zu haben. Inzwischen ist aus dem Schmoller ein Schweiger geworden: „Ich war Soldat, Verwaltungsmann, Gärtner, Jäger, Hausfreund und Zeitvertreiber, und zwar ein ganz sonderbarer, da ich nie ein Wort sprach; denn obgleich ich jetzt nicht mehr schmollte und leidlich zufrieden war, so hatte ich mir das Schweigen doch so angewöhnt, dass meine Zunge durch nichts zu bewegen war als etwa durch ein Kommandowort oder einen Fluch gegen unordentliche Soldaten.“ (28)

Die völlige Zurückgezogenheit in sein Schweigen verschafft der ganz in ihr Muster verstrickten Fünf die nötige Zeit, „das Dutzend Bücher, so der Herr besaß, immer wieder durchzulesen und aus denselben, da sie alle dickleibig waren, ein sonderbares Stück von der Welt kennenzulernen“ (28). Mit der Lektüre baut sich Pankraz wieder ein Stück eigene Welt im Kopf: „Ich war so ein eifriger und stiller Leser, der sich eine Weisheit ausbildete, von der er nicht recht wusste, ob sie in der Welt galt oder nicht galt.“ (28)

Eine Wende tritt erst ein, als die Tochter des Kommandeurs zu ihrem Vater nach Indien kommt. Wir erinnern uns: Der als Oberst zurückgekehrte Pankraz erzählt Mutter und Schwester seine Lebensgeschichte. An diesem Punkt der Geschichte schlafen die beiden allerdings ein. Doch der Oberst bemerkt es nicht und erzählt weiter. Er wird sich später standhaft weigern, diesen Teil seiner Erzählung zu wiederholen, denn er schämt sich ihrer, als er merkt, dass er „eigentlich nichts als eine Liebesgeschichte erzählt“ (52) hat. Das ist durchaus verständlich, denn darin ist immer wieder von seinen Gefühlen die Rede. Wie könnte der Autor eine Fünf derart über ihre Gefühle sprechen lassen, wenn er

nicht zuvor die Zuhörerinnen hätte einschlafen lassen! Wir als Leserinnen und Leser bleiben dabei und erfahren, wie sich Pankraz in Lydia, die Tochter des Kommandeurs, verliebt. Seine Liebe allerdings macht ihn in Lydias Nähe sehr befangen. Die Lösung der Fünf ist auch hier der Rückzug: „...so vermied ich möglichst jeden Verkehr mit ihr, um desto eifriger an sie zu denken“ (35).

Die Lektüre Shakespeares führt dazu, dass Pankraz immer intensiver in seiner eigenen Kopfwelt lebt und nicht mehr in der Lage ist, seiner Liebe in der Realität Ausdruck zu verleihen: „Endlich aber drohte meine ganze Existenz sich in müßige Traumseligkeit aufzulösen, und ich lief Gefahr, ein Tollhäusler zu werden. ... Je freundlicher und zutunlicher Lydia wurde, desto ungewisser und zweifelhafter wurde ich, weil ich an mir selbst entnahm, wie schwer es einem möglich wird, eine wirkliche Liebe zu zeigen, ohne sie ganz bei ihrem Namen zu nennen.“ (39)

Pankraz beschließt, den Kommandeur und dessen Tochter zu verlassen und wieder seine Kompanie aufzusuchen. Erst als er in der Abschiedssituation Lydias vermeintliche Trauer sieht, bringt er es fertig, ihr seine Liebe zu gestehen. Da allerdings ändert sich ihr Verhalten; sie weist ihn zurück und gibt ihm zu verstehen, dass sie ihre Liebe nur gespielt habe, gleichsam um ihren Marktwert festzustellen. Der so Geprellte gibt sich selbst die Schuld: „Das hast du nun von deinem unglückseligen Schmollwesen! sagte ich zu mir selbst, hättest du von Anbeginn zuweilen nur halb so lange mit ihr freundlich gesprochen, so hätte es dir nicht verborgen bleiben können, wes Geistes Kind sie ist.“ (47) Das dürfte für eine Fünf eine wichtige Erkenntnis sein, dass sie sich ihre Weisheit nicht in ihrem Kopf zusammenbasteln kann - angereichert mit Bücherwissen, doch ohne die Erfahrungen aus den unmittelbaren menschlichen Beziehungen. Was dem Kopftyp fehlt, ist die Herzenergie der Beziehungstypen.

Nach zwei Jahren Aufenthalt in einem indischen Grenzbezirk zieht es Pankraz noch einmal zu Lydia. Er muss jedoch feststel-

len, dass sie sich nicht geändert hat. Wie auch - er ist ja ebenfalls noch der selbe. So reist er nach Paris und nimmt Dienste in der französisch-afrikanischen Armee.

In Algier kommt es dann zu einem weiteren einschneidenden Erlebnis. Pankraz arbeitet sich zum Oberst empor. Da er aber immer noch der gleiche einsilbige Mensch ist, fühlt er sich am wohlsten, wenn er ganz alleine auf Löwenjagd gehen kann. Nun will es der Zufall, dass er sich auf einem seiner Streifzüge plötzlich einem mächtigen Löwen gegenüber sieht, ohne die Möglichkeit zu haben, an sein Gewehr zu gelangen. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als bewegungslos stehen zu bleiben und kein Auge von dem Tier zu wenden. So stehen sich die beiden stundenlang bei größter Hitze gegenüber. Diese Extremsituation führt bei Pankraz zu einer inneren Wende: „Das war die bitterste Schmollerei, die ich je verrichtet, und ich nahm mir vor und gelobte, wenn ich dieser Gefahr entränne, so wolle ich umgänglich und freundlich werden, nach Hause gehen und mir und anderen das Leben so angenehm als möglich machen.“ (54)

Es ist die totale Isolation in Todesnähe, durch welche diese Fünf hindurch muss, um ihr Auf-sich-selbst-Zurückgezogenheit transzendieren zu können. Dass sie ihr Isoliertsein gerade einem Tier gegenüber aushalten muss, mag ein Hinweis sein auf den Instinkt oder die Bauchenergie, welcher hier der Kopftyp gegenübersteht.

Erst dieses existentielle Grenzerlebnis öffnet Pankraz den Zugang zu den Mitmenschen, gibt ihm unter den Menschen ein Zuhause und ermöglicht es ihm, „mit seinen Erfahrungen und Kenntnissen ein dem Lande nützlicher Mann zu sein“ (56). Darin kommt die wahre Weisheit zum Ausdruck, eine Weisheit, die sich in den Dienst anderer stellt und mit solcher Freizügigkeit von der „Tugend des Nichtanhaftens“<sup>12</sup> zeugt.

---

<sup>12</sup> Palmer, Helen: Das Enneagramm, München 1991, S. 294

Fast banal klingt die Aussage, die der in die Heimat zurückgekehrte Oberst am Schluss seiner Ausführungen macht: „Die Moral von der Geschichte sei einfach, dass er in der Fremde durch ein Weib und ein wildes Tier von der Unart der Schmollerei entwöhnt worden sei.“ (56) Fasst man sie jedoch in ihrer symbolischen Tiefe auf, wirft auch sie nochmals ein Licht auf den transformatorischen Weg der Fünf. "Weib" und "Tier" dürfen wohl aufgefasst werden als Symbole für die zwei Zentren, welche der Fünf so fremd sind: Herz und Bauch. Pankraz musste "in die Fremde gehen", um ihnen zu begegnen. Dass erst die Grenzerfahrung in der Begegnung mit der Bauchenergie zur Wandlung führte, hat wahrscheinlich damit zu tun, dass im Bauchzentrum der Integrationspunkt der Fünf liegt.

## **Attila Schmelzle<sup>13</sup>**

### **oder Der programmierte Misserfolg einer Sechs**

Nach seinen großen Werken „Titan“ und „Flegeljahre“ wandte sich Jean Paul Friedrich Richter (1763-1825) kleineren Arbeiten zu, darunter der Schilderung eines Furchtsamen unter dem Titel „Zirkelbrief des vermutlichen katechetischen Professors Attila Schmelzle an seine Freunde, eine Ferien-Reise nach Flätz enthaltend, samt einer Einleitung, sein Davonlaufen und seinen Mut als voriger Feldprediger betreffend“. 1807 niedergeschrieben, wurde das Werklein erst 1809 veröffentlicht. Die Handlung ist schnell erzählt: Attila Schmelzle hat als Feldprediger vor einer Schlacht Reißaus genommen und ist deswegen seines Amtes als Feldprediger enthoben worden . ganz zu Unrecht, wie er glaubt. Nun reist er nach Flätz, um dem Minister und General von Schabacker ein Bittschreiben zu überreichen, ihn „als unschuldig vertriebenen Feldprediger durch eine katechetische Professur zu entschädigen und zu besolden“ (17). Seine Frau Berga lässt er einen Tag später nachreisen, damit sie - nach seinem Aufstieg zum Professor - das Städtchen und den Jahrmarkt genießen könne. Begleitet wird Schmelzle von seinem Schwager, einem Dragoner. Der „Zirkelbrief“, in dem er dann von dieser Reise und seinem Misserfolg beim Minister erzählt, hat nur ein Ziel: Er soll ihn als mutigen Menschen ausweisen. Dass er in diesem Unterfangen sich gerade selbst als den größten Hasenfuß demaskiert, steigert die humoristische Charakterstudie ins Groteske.

Wenn wir es also hier bei Attila Schmelzle mit einem durch und durch von Angst geprägten Menschen zu tun haben, liegt es natürlich nahe, ihn mit dem Enneatyp Sechs zu identifizieren. Das mag insofern problematisch sein, als sich jede Sechs weigern wird, sich in der Jean Paul'schen Überzeichnung wieder zu erkennen. Es wird also darum gehen, durch das Groteske und ins

---

<sup>13</sup> Jean Paul: Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz, Reclam UB 293, Stuttgart 1981 (Erstveröffentlichung 1809)

Krankhaft-Zwanghafte Gesteigerte hindurch auf das grundsätzliche Funktionieren des Sechser-Musters zu verweisen.

Die Selbstdarstellung Schmelzles macht ein Paradox sichtbar, in dem sich der Enneatyp Sechs befindet: Seine Wahrnehmung der Wirklichkeit erweist diese als so bedrohend, dass er die eigene Reaktion darauf nicht als Angst, sondern vielmehr als Mut erkennen muss. Der Autor bringt dieses Paradox auch im Widerspiel von Vor- und Nachnamen zum Ausdruck: Der martialische Vorname Attila, der an den gleichnamigen Hunnenkönig erinnert, steht in krassem Gegensatz zum weichen Klang des mit der schwäbischen Verkleinerungssilbe versehenen Nachnamens Schmelzle. Es ließen sich viele Beispiele aus dem Text anführen, in denen dieses Paradox zum Ausdruck kommt. So ist es im Selbstverständnis unseres Helden nicht die Angst, sondern der Mut, der ihn zwingt, Badeplätze zu meiden: „Es ist bekannt, dass ich immer wenigstens zehn Äcker weit von jedem Ufer voll Badegäste und Wasserschwimmer fern spazieren gehe, um für mein Leben zu sorgen, bloß weil ich gewiss voraussehe, dass ich, falls einer davon ertrinken wollte, ohne weiteres (denn das Herz überflügelte den Kopf) ihm, dem Narren, rettend nachspringen würde, in irgendeine bodenlose Tiefe hinein, wo wir beide ersöf-fen.“ (8) Auch das er es wagt, bei Mondschein spazieren zu gehen, ist für Schmelzle nichts anderes als ein Erweis seines Mutes: „Es ist ohnehin schlimm genug, dass wir nichts gegen den Mond haben, uns zu wehren - der uns gegenwärtig beschießt mit Gestein, wie ein halber türkischer; denn dieser elende kleine Erd-Trabant und Läufer und valet de fantaisie glaubt in diesen rebellischen Zeiten auch anfangen zu müssen, seiner großen Landesmutter etwas zuzuschleudern aus der Davids Hirtentasche. Wahrhaftig, jetzt kann ja ein junger Katechet von Gefühl nachts mit geraden Gliedern in den Mondschein hinauswandeln, um manches zu empfinden oder zu bedenken, und kann (mitten im Gefühl erwirft ihn der absurde Satellit) als zerquetschter Brei wieder nach Hause gehen. - - Bei Gott! überall Klängenproben des Muts!“ (14) Mit dieser Wahrnehmung wird Schmelzle blind für die eigene Angst: „ja es kann Lagen geben, wo man ganz und

gar von Furcht nichts weiß - worunter meine gehört.“ (12) Das ist es, was sich beim Enneatyp Sechs immer wieder beobachten lässt: dass es ihm, wie ja auch den anderen Typen, infolge der typenspezifischen Wahrnehmung schwer fällt, seine emotionale Leidenschaft zu erkennen.

Weniger schwierig ist es für den Enneatyp Sechs, seine Vorsicht, eine spezielle Ausprägung der Angst, wahrzunehmen: „Noch eine Geschichte sei genug, um zu beweisen, wie lächerlich gerade die ernsthafteste Vorsicht bei allem innern Mute oft außen dem Pöbel erscheint.“ (14) Eben diese Vorsicht zeigt sich beispielsweise bei den Reisevorbereitungen: „Ich packte noch entgegengesetzte Arzneien, sowohl temperierende als erhitzende, gegen zwei Möglichkeiten ein - ferner meine alten Schienen gegen Arm- und Beinbrüche bei Wagen-Umstürzen - und (aus Vorsicht) noch einmal so viel Geld-Wechsel, als ich eigentlich nötig hatte.“ (20) Die Vorsicht ist für die Sechs ein weises Voraus-Sehen, ein erahnen all dessen, was passieren könnte: „An fremden Orten schau ich schon ungern - und aus Vorsicht - an irgendein Kerkergeritter lange empor, weil ein schlechter Kerl dahintersitzen kann, der eilig herunterschreiet aus bloßer Bosheit: ‚Drunten steht mein Spießkamerad, der Schmelzle!‘ - oder auch weil ein vernagelter Scherge sich denken kann, ich suchte meinen Konföderierten oben zu entsetzen. Aus einer wenig davon verschiedenen Vorsicht dreh ich mich daher niemals um, wenn ein Star mir nachruft: Dieb!“ (22) Diese Art der Angst macht uns deutlich, wie sehr sie bei der Sechs eine Kopf-Angelegenheit ist. Es handelt sich nicht um die intuitive Reaktion auf eine unmittelbare äußere Gefahr, sondern sie entspringt der inneren Vorstellung. Was könnte nicht in einer Nacht alles geschehen? Hier bezeichnet es Schmelzle als Besonnenheit, wenn er unters Bett schaut, „ob jemand darunter lauere“ (53) oder wenn er nebst allen Türverriegelungsmaßnahmen auch noch seine „Nacht-Schraube“ (53) in die Türe einbohrt und schließlich, um sich vor den Gefahren des Nachtwandelns zu schützen, die rechte Fußzehe an den Bettfuß schnürt.

Richtet sich die Vorsicht der Sechs gegen andere Personen, so nimmt sie die Form des Misstrauens an. Das wird bei Schmelzle deutlich in der Art und Weise, wie er den anderen Reisegästen in der Postkutsche begegnet: „lauter verdächtiges, unbekanntes Gesindel ... Neben mir saß eine höchstwahrscheinliche Hure - auf ihrem Schoße ein Zwerg, der sich auf dem Jahrmarkte wollte sehen lassen. - Mir gegenüber blickte ein Kammerjäger mich an. - und unten im Tale stieg noch ein blinder Passagier mit einem roten Mantel ein. Mir gefiel gar niemand, ausgenommen mein Schwager.“ (22) Wirklich trauen kann er niemandem. Wen wundert es da, dass er vor seiner Abreise den Bediensteten und seiner Frau genaueste Anweisungen gegeben hat: „Ich versammelte daher meine kleine Bedientenstube und publizierte ihr die Hausgesetze und Reichs-Abschiede, die sie nach meinem Abschiede den Tag und die Nacht erstlich vor der Abreise meiner Frau und zweitens nach derselben auf das pünktlichste zu befolgen hatten, und alles, was ihnen besonders bei Feuersbrünsten, Diebs-Einbrüchen, Donnerwettern und Durchmärschen vorzukehren oblag. Meiner Frau übergab ich ein Sach-Register des Besten in unserm kleinen Registerschiffe, was sie, im Falle es in Rauch aufginge, zu retten hätte.“ (18) Sein tiefes Misstrauen kommt nicht nur in solchen Aktionen, sondern auch in der Bemerkung zum Ausdruck, er sei der einzige ihm bekannte Mensch (39). Auf wen sollte man aus solcher Sechser-Optik sich also überhaupt verlassen können?

Die Angst beim Enneatyp Sechs hat eine Autoritätsproblematik zur Folge. Er misstraut zutiefst seiner eigenen inneren Autorität und neigt deshalb dazu, sich an äußeren Autoritäten zu orientieren. Beim gewesenen Feldprediger Schmelzle ist es oft die Wissenschaft, auf die er sich beruft. So etwa, wenn er uns sein Verhalten bei Gewitter erklärt: „Ihr, Freunde, erratet wohl alle - da ihr mich nicht als einen Mann ohne alle Physik kennenlernen - meine Maßregeln gegen Gewitter: ich setze mich nämlich auf einen Sessel mitten in der Stube (oft bleib ich bei bedenklichem Gewölk' ganze Nächte auf ihm) und decke mich durch mein Reinigen von allen Leitern, Ringen, Schnallen etc. etc., und durch

mein Absitzen von allen Blitzabsprüngen immer so, dass ich kaltblütig die Sphären-Musik der Donner-Pauke vernehme. - Diese Vorsicht hat mir nie geschadet, da ich ja dato noch lebe.“ (27f.) Schlimm wird für ihn die Sache dann erst dadurch, dass sich die anderen Passagiere in der Kutsche keinen Deut um die Vorsichtsmaßnahmen kümmern: „aber im vollen Postwagen traf ich Menschen, denen Physik wahre Narretei ist. ... kurz unsere Lage war fürchterlich, und jeder konnte ein gelieferter Mann sein.“ (28) Bis hin zu den alltäglichsten Verrichtungen bezieht sich Schmelzle auf äußere Autoritäten. Mit Berufung auf „Haller's große Physiologie“ (35) versucht er den Kutscher dazu zu bringen, alle Viertelstunden anzuhalten, damit er aussteigen und pissen könne, denn dort hat er gelesen, „dass Aufschieben der gedachten Sache teuflisches Steingut niederschlägt“ (35).

Wo die äußeren Autoritäten nicht verlässlich sind, bekommt die Autoritätsproblematik für den Enneatyp Sechs noch eine weitere Dimension. Er gerät in eine Art Dilemma zwischen Anpassung und Widerstand. Das ganze Schreiben des abgesetzten Feldpredigers ist eine Auflehnung gegen das vermeintliche Unrecht, das ihm von höherer Stelle zugefügt worden ist. Nach dem Vorbringen seiner Bittschrift beim General erfährt er eine neuerliche Abfuhr. Doch da, in der konkreten Situation getraut er sich nicht zu wehren, sondern er „rächt sich“ an Schabacker „nicht durch gemeine Grobheit, sondern durch Höflichkeit“ (49).

Statt sich dem realen Scheitern zu stellen, baut Schmelzle in seiner Vorstellung Worst-Case-Szenarien auf, Angesichts derer sein Mut die Feigheit im wirklichen Leben überlagert. Ein solches Szenario bildet sich bei ihm bereits, als er von zu Hause abreist und sich schon als toten Mann wieder zurückkommen sieht: „Ich sah mich durch das Kutschenrückfenster um nach meinem guten Städtchen Neusattel; und es kam mir gerührt vor, als richte sich dessen Turmspitze ordentlich als ein Epitaphium<sup>14</sup> über meinem Leben oder meinem vielleicht tot zurück-

---

<sup>14</sup> (Grab-)Denkmal

reisenden Leichnam in die Höhe“ (21). Schlimmer noch auf der Heimreise, als er einen Ausspruch Lichtenbergs liest, der ihm dann nicht mehr aus dem Kopf will: „Es wäre doch möglich, dass einmal unsere Chemiker auf ein Mittel gerieten, unsere Luft plötzlich zu zersetzen durch eine Art von Ferment. So könnte die Welt untergehen.“ (69) Der Zirkelbrief schließt folgerichtig nicht mit dem eigentlichen Misserfolg des Helden, sondern mit dem Worst-Case-Szenario des Weltuntergangs in seinem Kopf: „Nur sitzt mir noch das verfluchte Ferment im Kopfe. Lebt denn wohl, solange es noch Atmosphären einzuatmen gibt. Ich wollt', ich hätte mir das Ferment aus dem Kopfe geschlagen. Euer Attila Schmelzle“ (72).

## **Der Taugenichts<sup>15</sup> oder Die Irrfahrt einer Sieben**

Die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ von Joseph Freiherr von Eichendorff erschien 1826. Sie gilt allgemein als eines der bezeichnendsten Dokumente für das Lebensgefühl der Spätromantik. Sowohl die Sprache als auch die Darstellung der Vorgänge und Erlebnisse sind geprägt von einer zauberhaften Schwerelosigkeit und Leichtigkeit. Alles erscheint leicht und märchenhaft, und das Glück ist jederzeit greifbar. Wer würde vermuten, dass dieses Lebensgefühl eine Fluchtbewegung ist? Die französische Revolution, die napoleonischen Kriege, der Wiener Kongress haben Europa ein neues Gesicht gegeben. Die industrielle Revolution ist daran, die Lebensbedingungen der Menschen von Grund auf zu verändern. Aus dieser Angst machenden Realität flieht der Romantiker Eichendorff, ohne jedoch, wie manche politischen Autoren seiner Zeit, die Missstände aufzuzeigen. Vielmehr schafft er in seiner Literatur eine Art Gegenwelt, welche geprägt ist von Freiheit und Leichtigkeit, eine Gegenwelt, in die es sich mit unersättlicher Lust einzutauchen lohnt. Es ist die Welt, in der sich eine Sieben wohlfühlen muss.

Wer kennt ihn nicht, den Taugenichts, wie er beim Erwachen des Frühlings auf der Schwelle von seines Vaters Mühle sitzt und der Goldammer zuschaut, die stolz und lustig vom Baume ruft. Da schickt ihn der Vater in die Welt hinaus, damit er sich selbst sein Brot erwerbe. Er lässt sich nicht zweimal bitten, denn als Sieben kann er darin nichts Bedrohliches erblicken. „Nun“, sagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut; ich will in die Welt gehen und mein Glück machen.“ (5) Im Gegenteil: Was vor ihm liegt, das birgt das Glück in sich. Den Vorwurf, ein Taugenichts zu sein, kann er nicht ernst nehmen, denn eine Sieben ist letztlich überzeugt von der eigenen Vortrefflichkeit. Sie sucht stets die Umgebung, die ihren Wert unterstützt. So ist

---

<sup>15</sup> Eichendorff, Joseph von: Aus dem Leben eines Taugenichts, Reclam UB 2354, Stuttgart 1992 (Erstveröffentlichung 1826)

der Aufbruch ihr eigentliches Lebenselixier, denn er schafft neue Möglichkeiten. Wen wundert's dass es unserem Taugenichts in dieser Situation war „wie ein ewiger Sonntag im Gemüte“ (6). Kaum ist er auf der Landstraße, nimmt er seine Geige zur Hand und stimmt das Lied an, das wohl wie kein anderes das Lebensgefühl der Sieben zum Ausdruck bringt:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
Den schickt er in die weite Welt,  
Dem will er seine Wunder weisen,  
in Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,  
Erquicket nicht das Morgenrot,  
Sie wissen nur vom Kinderwiegen;  
Von Sorgen, Last und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,  
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,  
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen  
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott nur lass ich walten;  
Der Lerchen, Bächlein, Wald und Feld  
Und Erd' und Himmel will erhalten,  
Hat auch mein' Sach' aufs Best' bestellt!“ (6)

Das Glück führt ihn in ein Schloss in der Nähe von Wien, wo er als Gärtnerbursche angestellt wird. Natürlich ist er froh, auf diese Weise seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Dass ein solches Angebunden-Werden bei einer Sieben jedoch auch bedrückende Gefühle auslöst, kann man sich leicht vorstellen:

„Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Gesindel und Bauerlümmel unterm Bart, und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs eine lange Predigt hielt: wie ich nur fein nüchtern und arbeitsam sein, nicht in der Welt herumvagieren, keine brotlosen Künste und unnützes Zeug treiben sol-

le, da könnt ich es mit der Zeit auch einmal zu was Rechtem bringen. - Es waren noch mehr sehr hübsche, gutgesetzte, nützliche Lehren, ich habe nur seitdem fast alles wieder vergessen. Überhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie doch alles so gekommen war, ich sagte nur immerfort zu allem: Ja, - denn mir war wie einem Vogel, dem die Flügel begossen worden sind.“ (8f.)

Obschon unser Taugenichts sich bei seiner Arbeit als Gärtnerbursche nicht so verausgabte, dass er darob einen krummen Rücken hätte bekommen können, sondern jede Gelegenheit nutzte, um sein Pfeifchen zu stopfen und den schönen Frauen des Schlosses den Hof zu machen, wurde ihm die freigewordene Stelle des Zolleinnehmers angeboten. Der von sich selbst überzeugten Sieben fällt es nicht schwer, die neue Herausforderung auch anzunehmen, wie das Anstellungsgespräch mit dem Amtmann deutlich macht: „Wie heißt Er? Woher ist Er? Kann Er schreiben, lesen und rechnen?“ Da ich das bejahte, versetzte er: „Na, die gnädige Herrschaft hat Ihm, in Betrachtung Seiner guten Aufführung und besonderen Meriten die ledige Einnehmerstelle zugedacht.“ - Ich überdachte in der Geschwindigkeit für mich meine bisherige Aufführung und Manieren, und ich musste gestehen, ich fand am Ende, dass der Amtmann Recht hatte.“ (15)

Dieses neue Leben gefällt ihm so gut, dass er seine Pläne ändert: „So saß ich denn da und dachte mancherlei hin und her, wie aller Anfang schwer ist, wie das vornehmere Leben doch eigentlich recht kommode sei, und ich fasste förmlich den Entschluss, nunmehr alles Reisen zu lassen, auch Geld zu sparen wie die andern, und es mit der Zeit gewiss zu etwas Großem in der Welt zu bringen.“ (16)

Schon von allem Anfang an hat der Taugenichts ein Auge auf eine junge Dame des Schlosses geworfen. Seine Liebe zu ihr ist mittlerweile gewachsen. Aus seinem Garten, in dessen Besitz er als Einnehmer gelangt ist, entfernt er alles Gemüse und bepflanzt ihn mit Blumen, um seiner Angebeteten jeden Tag einen

Strauss in die Laube legen zu können. Die Einnehmerei indes ist ihm trotz aller Vorsätze bald gründlich verleidet: „Es schien mir, wie ich so saß und rauchte und spekulierte, als würden mir allmählich die Beine immer länger vor Langerweile, und die Nase wüchse mir vom Nichtstun, wenn ich so stundenlang an ihr heruntersah.“ (19)

Die Sieben hält es nicht lange bei der gleichen Sache. Für den Taugenichts ist das Reisen Symbol dieser Unstetigkeit, und die Postkutsche lockt ihn schon wieder in die Ferne: „ - da stand ich lange und sah dem Wagen nach, und es war mir nicht anders, als müsst' ich nur sogleich mit fort, weit, weit in die Welt.“ (20)

Von der Sieben wird oft gesagt, dass sie es in ihrem Leben dem Schmetterling gleichtue, der von einer Blüte zur nächsten flattert, oder dem Affen, der es nie lange auf einem Baum aushalte, ja, auf dem einen angelangt, bereits Ausschau nach dem nächsten halte. Unser Taugenichts befindet sich im wörtlichen Sinne auf einem Baum, als er zum Sprung ansetzt, nämlich zur Weiterreise. Er hat ein Tanzfest im Schloss von dieser Warte aus beobachtet und ist dabei zum Schluss gelangt, dass seine Angebetete bereits verheiratet sei. „Alles das versenkte mich recht in einen Abgrund von Nachsinnen. Ich wickelte mich, gleich einem Igel, in die Stacheln meiner eigenen Gedanken zusammen; vom Schlosse schallte die Tanzmusik nur noch seltner herüber, die Wolken wanderten einsam über den dunklen Garten weg. Und so saß ich auf dem Baume droben, wie eine Nachteule, in den Ruinen meines Glücks die ganze Nacht hindurch.“ (25f.)

Obwohl die Sieben ein Kopftyp ist, erscheint uns ihr "Abgrund von Nachsinnen" in der Regel nicht allzu tief; sie gibt sich ihrem Schmerz nicht hin, sondern ist hauptsächlich darauf bedacht, die "Ruinen ihres Glücks" möglichst bald zu verlassen, um ein neues Glück zu suchen. So nimmt unser Taugenichts am nächsten Morgen seine Geige von der Wand und zieht weiter. „Ja', sagt' ich, ,komm' her, getreues Instrument! Unser Reich ist nicht von dieser Welt!“ (30)

So begleiten wir ihn auf seiner Wanderschaft Richtung Italien. Wo er hinkommt, unterhält er die Leute, spielt zum Beispiel bei einem Wirtshaus, wo sich das Bauernvolk versammelt hat, zum Tanz auf. Immer wieder ist ihm das Glück hold. So kann er sich zwei Malern, die auch unterwegs nach Italien sind, als Bedienteter anschließen.

Gerät er irgendwie in Bedrängnis, hilft ihm seine Siebener-Strategie der Flucht nach vorne. Ein hübsches Beispiel dafür ist die Situation, als er in einem Wirtshaus von einem Männchen in einem italienisch-deutschen Kauderwelsch mit vielen Fragen bombardiert wird: „Das wusste ich alles selber nicht, und konnte auch sein Kauderwelsch nicht verstehn. ‚Parlez vous françois?’ sagte ich endlich in meiner Angst zu ihm. Er schüttelte mit dem großen Kopfe, und das war mir sehr lieb, denn ich konnte ja auch nicht französisch.“ (44)

Kurze Zeit später setzen sich die beiden Maler in einer Nacht auf mysteriöse Weise ab. Der Taugenichts lässt sich dennoch in der Kutsche weiterchauffieren, bis er in einem unheimlichen Schloss anlangt. Obwohl es ihm da keineswegs geheuer ist, lässt er sich durch eine gedeckte Tafel von allen Befürchtungen ablenken. „In der Mitte stand ein gedeckter Tisch mit Braten, Kuchen, Salat, Obst, Wein und Konfekt, dass einem recht das Herz im Leibe lachte.“ (51) Und auch die Befürchtung, der Kutscher könnte schon bald wieder zum Aufbruch blasen und ihn damit aus diesem Schlaraffenland entführen, verblasst angesichts des Bettes, das ihm angeboten wird. „Lass ihn blasen! dachte ich, zog mich aus und legte mich in das prächtige Bett. Das war nicht anders, als wenn man in Milch und Honig schwimme!“ (52)

Die Zeit verstreicht, und obwohl sich der Taugenichts nicht erklären kann, weshalb er auf das Schloss gelangt, warum seine Reise nicht weitergeht und was das alles zu bedeuten hat, lässt er es sich wohlergehen. „Sonst hatte ich hier ein Leben, wie sich's ein Mensch nur immer in der Welt wünschen kann.“ (55)

Die Gleichförmigkeit seines Glücks jedoch lastet ihm auch hier bald auf dem Gemüt, und wieder sucht er die Höhe eines Baumes, um seinen Blick in die Ferne schweifen zu lassen. „So verging ein Tag nach dem andern, bis ich am Ende anfang, von dem guten Essen und Trinken ganz melancholisch zu werden. Die Glieder gingen mir von dem ewigen Nichtstun ordentlich aus allen Gelenken, und es war mir, als würde ich vor Faulheit noch ganz auseinanderfallen. In dieser Zeit saß ich einmal an einem schwülen Nachmittage im Wipfel eines hohen Baumes, der am Abhange stand, und wiegte mich auf den Ästen langsam über dem stillen, tiefen Tale. Die Bienen summten zwischen den Blättern um mich herum, sonst war alles wie ausgestorben, kein Mensch war zwischen den Bergen zu sehen, tief unter mir auf den stillen Waldwiesen ruhten die Kühe auf dem hohen Grase. Aber ganz von weiten kam der Klang eines Posthorns über die waldigen Gipfel herüber, bald kaum vernehmbar, bald wieder heller und deutlicher.“ (55f.) Diesmal kündigt das Posthorn ein Brieflein aus Wien an, in welchem Aurelie den Empfänger zurückruft, weil nun alle Hindernisse beseitigt seien. Der Taugenichts kann sich nichts anderes denken, als dass diese Zeilen an ihn gerichtet seien, wie er überhaupt alles, was sich um ihn her ereignet, in kindlicher Art auf sich selbst bezieht. Darin zeigt sich sehr deutlich der narzisstische Zug der Sieben.

Den beiden Alten, die ihn auf dem Schloss bewirten, scheint es nicht zu passen, dass er aufbrechen möchte, denn sie schließen ihn in der Nacht heimlich in seiner Kammer ein. Doch sie müssen noch in der gleichen Nacht feststellen, dass es ein vergebliches Unterfangen ist, eine Sieben festhalten, gar einsperren zu wollen. Der Taugenichts flieht aus dem Fenster und bringt sich vorderhand auf einer Tanne in Sicherheit. Nach einigen Tagen Wanderung gelangt er nach Rom. Immer wieder glaubt er sich in der herrlichen Stadt seinem Glück ganz nahe. Kein Wunder also, dass er sich mit einem Lied einführt, welches das Illusionäre im Denken der Sieben wunderschön zum Ausdruck bringt:

„Wenn ich ein Vöglein wär‘,

Ich wüsst' wohl, wovon ich sänge,  
Und auch zwei Flüglein hätt',  
Ich wüsst' wohl, wohin ich mich schwänge!“ (66)

Die Begegnungen mit „verrückten Malern, Pomeranzen und Kammerjungfern“ (83) bringen ihn jedoch ganz durcheinander - am meisten wohl das Geschwätz eines Malers, der unsern Taugenichts als Genie charakterisiert und dabei ein vortreffliches Bild der Lebenssituation einer Sieben zeichnet: „Wir Genies - denn ich bin auch eins - machen uns aus der Welt ebenso wenig als sie aus uns, wir schreiten vielmehr ohne besondere Umstände in unsern Siebenmeilenstiefeln, die wir bald mit auf die Welt bringen, gerade auf die Ewigkeit los. O höchst klägliche, unbequeme, breitgespreizte Position, mit dem einen Beine in der Zukunft, wo nichts als Morgenrot und zukünftige Kindergesichter dazwischen, mit dem andern Beine noch mitten in Rom auf der Piazza del Popolo zu stehen, wo das ganze Säkulum bei der guten Gelegenheit mit will und sich an den Stiefel hängt, dass sie einem das Bein ausreißen möchten!“ (78)

Da er seine Geliebte in Rom nicht findet, wie er zuerst gehofft hat, verlässt er die Stadt und zieht weiter Richtung Norden. Es darf nicht wundern, dass unserem Taugenichts auch auf der Rückreise das Glück wieder lacht - er wäre sonst keine rechte Sieben. Auf einem hohen Berg, von dem aus er Österreich wieder erblickt, trifft er drei musizierende Studenten aus Prag, die - was für ein Zufall! - auf einem Schloss in der Nähe von Wien einen Portier besuchen wollen. So schließt sich der Taugenichts ihnen an, und gemeinsam können sie die Fahrt auf der Donau finanzieren. Der Taugenichts fühlt sich den dreien innerlich sehr verwandt, ja er bedauert geradezu, dass er nicht auch Student geworden. „Wie sie so sprachen, wurde mir so lustig in meinem Sinn, dass ich gleich auch hätte mit studieren mögen. Ich konnte mich gar nicht satt hören, denn ich unterhalte mich gern mit studierten Leuten, wo man etwas profitieren kann.“ (87) Die drei Möchtegern-Studenten haben es ausgezeichnet verstanden, ihm ihr Leben so darzustellen, dass einer Sieben das Herz höher

schlagen muss. Der eine spricht die Zuversicht und den Optimismus der Sieben an: „Das ist just das Schönste, wenn wir so frühmorgens heraustreten und die Zugvögel hoch über uns fortziehn, dass wir gar nicht wissen, welcher Schornstein heut für uns raucht, und gar nicht voraussehen, was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück begegnen kann.“ (86f.) Der zweite weist auf die Möglichkeit der Sieben hin, andere Menschen zu unterhalten: „Ja“, sagt der andere, „und wo wir hinkommen und unsere Instrumente herausziehen, wird alles fröhlich.“ (87) Der dritte endlich spricht die positive Einschätzung der eigenen Fähigkeiten an, welche für die Sieben das Lernen oft als überflüssig erscheinen lässt: „Wahrhaftig“, rief der Waldhornist mit leuchtenden Augen aus, „lasst die andern nur ihre Kompendien repetieren, wir studieren unterdes in dem großen Bilderbuche, das der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat!“ (87)

Die Ankunft endlich auf dem Schloss, wo Hochzeitsvorbereitungen im Gange sind, bringt auch die Auflösung aller Verwirrungen. Die zwei vermeintlichen Maler stellen sich als die verkleidete Tochter der Gräfin und deren Bräutigam heraus, welche damals auf der Flucht waren und den Taugenichts als willkommenen falschen Köder für ihre Verfolger benutzten. Die Geliebte unseres Taugenichts aber entpuppt sich als Nichte des Portiers heraus, womit ihrer Verbindung nichts mehr im Wege steht.

Die Liebe war es, welche die Sieben wieder zurückgebracht hat, welche verhinderte, dass sich seine Reise ins Unendliche fortsetzte. Der Bräutigam der jungen Gräfin fasst das in einem schönen Bild: „O teuerster Herr Einnehmer und Bräutigam! obgleich Ihr in diesem Mantel bis an den Gestaden der Tiber dahinrauschtet, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußersten Ende der Schleppe fest, und wie Ihr zucktet und geigtet und rumortet, Ihr musstet zurück in den stillen Bann ihrer schönen Augen.“ (98)

Uns bleibt die Frage, ob diese Reise von einem Glück zum nächsten für die Sieben einen Entwicklungsweg darstellt oder

lediglich eine Irrfahrt war. Müssen wir uns dem Urteil des Portiers anschließen, der im Taugenichts noch den gleichen Narren sieht wie zuvor? „Nun wahrhaftig, und wenn der bis ans Ende der Welt reist, er ist und bleibt ein Narr.“ (101)

Es ist für die junge Sieben nicht leicht, zur "zweiten Lebensaufgabe" zu gelangen. Ihre "Not-Lösung" bringt ihr soviel Glück und Lustgewinn, dass sie lieber darin verharrt, zumal dieses Verharren ja nicht als etwas Statisches erscheint, sondern als ein ständiges Unterwegssein, wenn auch nicht auf dem Weg zur Integration, so doch von einer Blüte zur nächsten. So erstaunt es nicht, dass der Taugenichts am Ende der Novelle die Forderung seiner Zukünftigen nach eleganterer Kleidung gleich mit seinen nächsten Reiseplänen überspielt. „Du musst dich jetzt auch eleganter kleiden.“ - ‚O‘, rief ich voller Freuden, ‚englischen Frack, Strohhut und Pumphosen und Sporen! und gleich nach der Trauung reisen wir fort nach Italien, nach Rom.“ (103)

Deshalb trauen wir auch dem Satz nicht so ganz, mit dem der Taugenichts als Ich-Erzähler seinen Bericht abschließt: „- und es war alles, alles gut!“ (103) Denn er ist im gleichen kindlichen Optimismus gesprochen, welcher die Wahrnehmung des Taugenichts im Verlaufe der ganzen Erzählung geprägt hat. An dieser naiven Grundhaltung hat sich nichts geändert, konnte sich auch nichts wesentlich ändern, denn den Weg zurück zu seines Vaters Mühle hat der Taugenichts noch nicht gefunden. Dieser Weg wäre für ihn im jetzigen Zeitpunkt noch zu schmerzvoll.

## **Michael Kohlhaas<sup>16</sup>**

### **oder Der Kampf einer Acht um Gerechtigkeit**

Michael Kohlhaas, wie ihn Heinrich von Kleist im ersten Abschnitt seiner Novelle vorstellt, tritt uns als eine unverkennbare Acht entgegen. Dieser Enneatyp lebt seine Bauchenergie mit ungebremster Kraft und erscheint demzufolge oft als der böse Bube, auf den alle anderen ihre eigenen nicht gelebten Aggressionen projizieren können. So wundert es nicht, dass Kohlhaas gleich zu Anfang als „Räuber und Mörder“ (3) bezeichnet wird. Das allein allerdings macht den Rosshändler Kohlhaas noch nicht zu einer Acht; auch nicht die Tatsache, dass man sich unter einem Rosshändler einen eher grobschlächtigen Menschen vorstellt. Es ist vielmehr der unglaubliche Widerspruch, der in diesem Menschen steckt, die typische Achter-Ambivalenz, die uns aufhorchen lässt. Kleist nennt ihn „einen der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit“ (3). Mit unglaublicher Treffsicherheit zeigt uns der Autor auch gleich die Ursache dieses scheinbaren Widerspruchs auf. Die Acht zeichnet sich durch ein sensibles Gerechtigkeitsempfinden aus. Sie erlebt die Welt als einen Ort, an dem Gerechtigkeit und Unschuld gefährdet sind, und schützt deshalb das Unschuldige in sich, das innere Kind, mit äußerster Kraft. Aber auch wo seinen Mitmenschen Unrecht zugefügt wird, setzt sie sich für sie ein, so dass unter Kohlhaasens Nachbarn nicht einer war, „der sich nicht seiner Wohltätigkeit oder seiner Gerechtigkeit erfreut hätte“ (3). Der Widerspruch aber kommt durch das Übermaß zustande, mit dem die Acht sich einsetzt. Es fällt diesem Enneatyp schwer, seine Bauchenergie zu dosieren. Tugend und Laster bilden gleichsam die beiden Seiten ein- und derselben Münze. Es ist das Ausschweifende, welches die Tugend zum Laster, Kohlhaas zum „Räuber und Mörder“ werden lässt. Hören wir den ersten Abschnitt der Novelle im Ganzen, bevor wir uns dann dem Gang der Handlung zuwenden:

---

<sup>16</sup> Kleist, Heinrich von: Michael Kohlhaas, Reclam UB 218, Stuttgart 1982 (Erstveröffentlichung 1810)

„An den Ufern der Havel lebte, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, ein Rosshändler, namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. - Dieser außerordentliche Mann würde, bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder, die ihm sein Weib schenkte, erzog er, in der Furcht Gottes, zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohltätigkeit, oder seiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz, die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtsgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.“ (3)

Die Erzählung setzt damit ein, sehr sorgfältig zu zeigen, wie sich das mittlerweile sprichwörtlich gewordene „Kohlhaasische Gefühl“ aufbaut. Der Pferdehändler Kohlhaas wird an einem Wegzoll bei der Tronkenburg schikaniert. Zuerst ist vom Gefühl der Erbitterung (5) die Rede. Im Glauben an die Rechtmäßigkeit hält sich Kohlhaas jedoch im Zaum und überlässt dem Schlossvogt die verlangten zwei Rappen als Pfand. Erst als bei seiner Rückkehr die Pferde „das wahre Bild des Elends im Tierreiche“ (8) vorstellen, drängt seine Wut zur Tat: „Es drängte ihn, den nichtswürdigen Dickwanst in den Kot zu werfen.“ (9) Aber da ist noch etwas, das ihn hindert, gleich gewalttätig zu werden: „Doch sein Rechtsgefühl, das einer Goldwaage glich, wankte noch.“ (9) So entschließt er sich, sein Recht nicht selbst zu erkämpfen, sondern es sich von höherer Stelle zu verschaffen.

Dabei taucht nun zum ersten Mal der Begriff auf, der für den Enneatyp Acht von zentraler Bedeutung ist: die Genugtuung. Es handelt sich da nicht um einen einfachen Rachewunsch. Kohlhaas erfährt von den Ungerechtigkeiten, „die täglich auf der Tronkenburg gegen die Reisenden verübt wurden“ (11). Damit

bekommt seine eigene Kränkung eine größere Dimension. Er gelangt zur Überzeugung, dass „er mit seinen Kräften der Welt in der Pflicht verfallen sei, sich Genugtuung für die erlittene Kränkung, und Sicherheit für zukünftige seinen Mitbürgern zu verschaffen“ (11). Immer noch ist Kohlhaas entschlossen, den Rechtsweg zu beschreiten, denn er ist überzeugt, mit seiner Forderung nach Ordnung und Gerechtigkeit auf der göttlichen Seite zu stehen: „dass es ein Werk Gottes wäre, Unordnung, gleich diesen, Einhalt zu tun“ (17). Hier zeichnet sich schon die Gefahr ab, welche der Acht droht: Die Gerechtigkeit ist die Versuchung, welche sie in die Gefahr hineinführt, die eigene Weltordnung als göttlich, oder wie wir heute eher sagen würden: als absolut zu setzen, was dann eben leicht in einen bedingungslosen Kampf in einer in schwarz-weißem Gegensatz erlebten Welt ausarten kann.

Mit juristischer Beihilfe verfasst Kohlhaas eine Beschwerde, und in erster Instanz verspricht ihm der Stadthauptmann von Brandenburg, „er werde ihm zu seiner Genugtuung verhelfen“ (19f.). Der Entscheid aus Dresden sieht dann aber ganz anders aus, denn inzwischen hat sich herausgestellt, dass der Junker von Tronka mit höchster Stelle verschwägert ist. Kohlhaas bekommt den Bescheid, es stehe ihm ja nichts im Wege, seine zwei Pferde auf der Tronkenburg abzuholen. Gleichzeitig geschieht das, was wir bei der Acht häufig beobachten können: Sie wird in einer Konfliktsituation schnell und gern als der Aggressor dargestellt. So heißt es in der Resolution, „er sei, nach dem Bericht des Tribunals in Dresden, ein unnützer Querulant“ (21). In dieser Situation nun kommt die Bauchenergie der Acht ungebremst zum Vorschein: „Kohlhaas schäumte vor Wut, als er diesen Brief empfing.“ (21) Und es gibt nichts mehr, was ihn aufhalten könnte, denn es ist der „Schmerz, die Welt in einer so ungeheuren Unordnung zu erblicken“ (27), der Ursache und Triebkraft für sein weiteres Handeln ist. Er will sich mit Waffengewalt sein Recht verschaffen. „Lieber ein Hund sein, wenn ich von Fürsten getreten werden soll, als ein Mensch!“ (25), ist seine Devise. Auch seine Frau Lisbeth kann ihm nicht mehr Einhalt gebieten.

Er argumentiert ihr gegenüber: „Wenn du fühlst, dass mir, falls ich mein Gewerbe fortreiben soll, Recht werden muss; so gönne mir auch die Freiheit, die mir nötig ist, es mir zu verschaffen!“ (26) Mit dieser Forderung nach absoluter Freiheit werden wir zum ersten Mal auf die emotionale Leidenschaft des Enneatyps Acht hingewiesen - die Schamlosigkeit: Ist sein ureigenstes Territorium gefährdet, fühlt er sich frei und berechtigt, seine ganze Energie im Kampf einzusetzen.

Der weitere Verlauf der Erzählung ist nun vorerst die Geschichte einer Eskalation. Von einer Reise nach Berlin, wo Kohlhaasens Frau eigenhändig eine Bittschrift abgeben wollte, kehrt sie gesundheitlich arg mitgenommen zurück und stirbt mit letzten Mahnungen an ihren Mann auf den Lippen. Kohlhaas erhält gleichzeitig eine landesherrliche Resolution, in der ihm Gefängnis angedroht wird, wenn er seine Pferde nicht abhole und die Sache auf sich beruhen lasse. Da heißt es dann von Kohlhaas ganz lapidar, er habe sodann „das Geschäft der Rache“ (29) übernommen. Er bewaffnet seine Knechte und zieht zur Tronkenburg. „Der Engel des Gerichts fährt also vom Himmel herab“ (30f.), heisst es da von ihm. Den ersten von Tronka, der ihm entgegentritt, schleudert er in eine Ecke, „das er sein Hirn an den Steinen versprützte“ (31) und endlich fliegen „aus den offenen Fenstern der Vogtei, die Leichen des Schlossvogts und Verwalters, mit Weib und Kindern, herab“ (31). In einem „Kohlhaasischen Mandat“ ruft er sodann die Bevölkerung auf seiner Seite „in einem gerechten Krieg“ (33) zu kämpfen auf.

Kohlhaas steckt Wittenberg und Leipzig in Brand und zieht mit seinem immer größer werdenden Haufen sengend und plündernd durchs Land. Während er selbst sich als „einen Reichs- und Weltfreien, Gott allein unterworfenen Herrn“ (36) bezeichnet, sehen ihn seine Gegner als „entsetzlichen Wüterich“ (37), als „Drachen, der das Land verwüstet“ (37). In seinem übersteigerten Selbstbewusstsein nennt sich Kohlhaas gar „einen Statthalter Michaels, des Erzengels“, gekommen mit dem Ziel der „Errichtung einer besseren Ordnung der Dinge“, und spricht in die-

sem Zusammenhang bereits von einer „provisorischen Weltregierung“ (42). Auf diesem Höhepunkt seiner Schamlosigkeit, die auf einer verengten Wahrnehmung der Wirklichkeit beruht, lässt ihn der Autor mit dem Reformator Martin Luther zusammentreffen.

Mit einem Plakat ruft Luther ihn auf. Und schon da trifft er Kohlhaas ins Zentrum. Luther ist der erste, der sich ihm furchtlos entgegenstellt, und er nennt ihn: „Vermessener, im Wahnsinn stockblinder Leidenschaft“ (43). Wie könnte man den Enneatyp Acht direkter mit seiner Leidenschaft der Schamlosigkeit konfrontieren? So wundert es nicht, dass Kohlhaas dem Aufruf sogleich Folge leistet und bei Luther in Wittenberg aufkreuzt. Die beiden geraten in einen offenen Disput. Während Kohlhaas den Vorwurf der Ungerechtigkeit von sich zu weisen versucht, zeigt Luther ihm auf, dass seine Motivation „schnöde Selbstrache“ (44) sei und dass es nur einen Weg aus seiner blinden Leidenschaft heraus gebe, nämlich den der Vergebung. Als im Gespräch der Tod seiner Frau zur Sprache kommt, wird erstmals der weiche Kern von Kohlhaas berührt, „indem ihm eine Träne über die Wangen rollte“ (48f.). Das Abendmahl jedoch, um das Kohlhaas bittet, verweigert ihm Luther mit dem Argument: „Der Herr aber, dessen Leib du begehrt, vergab seinem Feind.“ (50) Dazu ist Kohlhaas nicht in der Lage.

So nimmt die Sache denn ihren Lauf. Kohlhaas bekommt durch den Einfluss Luthers zwar freies Geleit, doch der Kampf um seiner zwei Pferde geht auf rechtlicher Ebene und in der Öffentlichkeit weiter. In Dresden kommt es durch Intrigen dazu, dass Kohlhaas arretiert und zum Tod verurteilt wird. Doch der Kurfürst von Brandenburg, sein Landesherr, der „von der Geschichte dieses sonderbaren und nicht verwerflichen Mannes unterrichtet“ (86) ist, verlangt seine Auslieferung, worauf er nach Berlin transportiert wird. Hier beginnt sich nun plötzlich der Kurfürst von Sachsen für Kohlhaas einzusetzen.

Diese eigentliche Wende in der Erzählung ist begründet in einer Hinwendung Kohlhaasens zur kindlichen Unschuld, wodurch

ihm in besonderer Weise Wahrheit zufällt. Zwar lässt er von der Versuchung, welche die Gerechtigkeit für den Enneatyp Acht darstellt, nicht ab und erfährt schließlich die Genugtuung, vor seiner Hinrichtung die beiden Pferde wohlgenährt vorgeführt zu bekommen. Daneben aber findet eine Berührung mit der Tugend der Acht statt: In der Erzählung sind es die Kinder, die Kohlhaas zu sich bringen lässt, was als Zeichen für die Suche nach dem eigenen inneren Kind verstanden werden darf, eine Suche nach der tief im Innern verborgenen und durch die unmäßige Kraft der Acht mehr verschütteten als geschützten Unschuld. So finden wir Kohlhaas, wie er „auf einem Bund Stroh saß, und sein, ihm in Herzberg erkranktes Kind mit Semmel und Milch fütterte“ (91). Diese Geste des raubeinigen Rosskamms kann wohl in ihrer Bedeutung nicht überschätzt werden.

Die schon erwähnte Verbindung mit dem Kurfürsten von Sachsen kommt nun dadurch zustande, dass eine wahrsagende Zigeunerin in einer kleinen Kapsel verschlossen Kohlhaas die Wahrheit über die Zukunft des Kurfürsten anvertraut. Er gelangt dadurch in den Besitz einer Wahrheit, welche ihm Freiheit und Leben geben könnte. Doch da zeigt es sich, dass er es noch nicht erfasst hat: „Kohlhaas, der über die Macht jauchzte, die ihm gegeben war, seines Feindes Ferse, in dem Augenblick, da sie ihn in den Staub trat, tödlich zu verwunden, antwortete (der Zigeunerin): nicht um die Welt, Mütterchen, nicht um die Welt! und drückte der Alten Hand, und wollte nur wissen, was für Antworten auf die ungeheuren Fragen im Zettel enthalten wären? Die Frau, inzwischen sie das Jüngste, das sich zu ihren Füßen niedergekauert hatte, auf den Schoss nahm, sprach: ‚nicht um die Welt, Kohlhaas, der Rosshändler; aber um diesen hübschen, kleinen, blonden Jungen!‘“ (110) Die Zigeunerin verweist Kohlhaas auf die kindliche Unschuld. Er aber hält an der Macht fest, ist zufrieden, mit der Genugtuung, die ihm zuteil geworden ist, und nimmt die Wahrheit mit in den Tod, indem er der Kapsel den Zettel entnimmt, liest, in den Mund steckt und verschlingt, bevor sein Haupt unter dem Schafott fällt.

Es ist erstaunlich, wie die Novelle in der letzten Phase eine Wendung ins Wunderbare nimmt. Da, wo sich die Acht dem inneren Kind, der Unschuld, öffnet, gerät der Kampf, den sie während ihres ganzen Lebens führt, in den Hintergrund. Nicht mehr die selbst ernannte Gerechtigkeit ist bestimmend, sondern die ihr zugefallene Wahrheit. Kohlhaas allerdings ist auf seinem Weg schon zu weit gegangen, als dass diese Wende bei ihm zu einem wirklichen Neubeginn hätte führen können.

## **Peter Camenzind<sup>17</sup>** **oder Das Treten einer Neun an Ort und Stelle**

Hermann Hesses erste Erzählung entstand 1902/03 in Calw und Basel. Als der „Peter Camenzind“ im Januar 1904 bei S. Fischer erscheint, wird der junge Autor mit einem Schlag berühmt. Sein Werk steht in der Tradition des deutschen Bildungsromans, in starker Anlehnung an Gottfried Kellers „Der grüne Heinrich“. Das „Glück“ des Protagonisten ist allerdings nicht dem Bildungsweg zu verdanken, den er durchläuft.

Peter Camenzind wächst im bäuerlichen Nimikon auf und verbringt seine Kindheitsjahre in traumverlorener Naturverbundenheit als Dorfhirte. Die Schuljahre im Kloster bilden dann das Sprungbrett für das Studium in Zürich. Von seinem Freund Richard lässt sich Peter Camenzind da in das gesellschaftliche Leben einführen. Er schließt sein Studium nicht ab, sondern wendet sich schriftstellerischer Tätigkeit und dem Reisen zu. Schon bald zeichnet sich jedoch ab, dass er darin nicht die Erfüllung findet und sein Lebenskreis beginnt sich wieder auf den Ausgangspunkt zuzubewegen. In der Beschäftigung mit Franz von Assisi findet bei Peter Camenzind zuerst eine eigentliche Weltabkehr statt. Erst in der opfervollen Pflege des Behinderten Boppi stellt er sich dem Leben wirklich, begibt sich dann aber nach Boppis Tod wieder zurück in sein Heimatdorf. Damit langt er nach dem Durchwandern der dekadenten, städtischen Bildungswelt und der Erfahrung von unerfüllter Liebe wieder im dörflich-urtümlichen Leben an, das geprägt ist von naturmythischer Ursprünglichkeit. Dort hält er einen resignierten Rückblick auf sein Leben.

Wir treffen also den Ich-Erzähler Peter Camenzind gleich am Anfang des Buches in einer mythisch anmutenden Umwelt an, in der die Zeit noch stehen bleibt: „Wer nach jahrelanger Fremde zu uns heimkehrt, findet nichts verändert, als dass ein paar alte

---

<sup>17</sup> Hesse, Hermann: Peter Camenzind. Erzählung, suhrkamp taschenbuch 161, Frankfurt a.M. 1974 (Erstveröffentlichung 1904)

Dächer erneuert und ein paar neuere alt geworden sind, die Greise von ehemals sind zwar dahin, aber es sind andere Greise da, welche die gleichen Hütten bewohnen, die gleichen Namen tragen, dasselbe dunkelhaarige Kindervolk bewachen und an Gesicht und Gebaren sich von den indessen Weggestorbenen kaum unterscheiden.“ (10) So wundert es auch nicht, dass Hermann Hesse seine Erzählung mit dem Satz einleitet: „Im Anfang war der Mythos.“ (7) Das ist die Welt des Enneatyps Neun: der paradiesische Urzustand, in dem es noch nichts gibt, was Störung, Turbulenz oder Konflikte auslösen würde. In diesem Zustand aber ist auch das menschliche Ich noch nicht zu seinem vollen Bewusstsein gelangt. Peter Camenzind stellt selbst fest, dass er „einem rein animalischen Leben zuneige“ (25) und illustriert diesen Umstand mit einem wiederkehrenden Traum: „Ich träume nämlich sehr oft, ich liege am Meeresstrand als Tier, zumeist als Seehund, und empfinde dabei ein so gewaltiges Wohlbehagen, dass ich beim Erwachen den Wiederbesitz meiner Menschenwürde keineswegs freudig oder mit Stolz, sondern lediglich mit Bedauern wahrnehme.“ (25) Ein anderes Bild für diesen halbbewussten Zustand sind die Wolken, die als Motiv im ganzen Werk immer wieder auftauchen. Schon der junge Camenzind kann ihnen stundenlang: „Ich war ein unwissendes Kind und liebte sie, schaute sie an und wusste nicht, dass auch ich als eine Wolke durchs Leben gehen würde - wandernd, überall fremd, schwebend zwischen Zeit und Ewigkeit.“ (19)

Die Neun ist ein Mensch, der eigentlich noch nicht akzeptiert hat, dass die Menschen nicht mehr im Paradies leben. Er negiert zutiefst den Sündenfall und dessen Folgen: das konfliktreiche Leben, wie es uns im Mythos schon im tödlichen Streit zwischen Kain und Abel dargestellt wird, ein Leben, in dem von uns stets Entscheidungen gefordert und eine tätige Auseinandersetzung mit dem Schicksal und den anderen Menschen unumgänglich ist. So darf es uns nicht wundern, dass das mythische Bewusstsein, welches wir bei Peter Camenzind antreffen eben gerade nicht zu dieser tätigen und aktiven Auseinandersetzung mit dem Leben führt. Es bewirkt bei ihm vielmehr ein passives Sich-

Treiben-Lassen. Dass er als Junge in die Klosterschule gelangt, ist eher seiner Trägheit zu verdanken. Er bekommt vom kranken Vater den Auftrag, ihn dort von seinem Dienst abzumelden. Statt hinzugehen, entlehnt er beim Nachbarn Papier und Feder und schreibt einen Brief. So werden die Patres auf seine intellektuellen Fähigkeiten aufmerksam. In seiner Gymnasialzeit wird dann bestimmt, dass er ein Philologie-Studium zu ergreifen habe. Auch das hat nichts mit seinem eigenen Wollen zu tun: „Ich ward in üblicher Weise mit Freiplatz und Freitisch an einem Gymnasium erzogen und war zum Philologen bestimmt. Niemand weiß, warum. Es gibt kein unnützeres und langweiligeres Fach und keines, das mir ferner lag.“ (26) Dennoch wehrt er sich nicht dagegen. Wir begegnen hier einem Charakterzug, der beim Enneatyp Neun als die emotionale Leidenschaft der Trägheit bezeichnet wird. Er äußert sich schon beim jungen Camenzind in Form von Arbeitsscheu, die um so deutlicher zu Tage tritt, als er kräftig gebaut ist: „Der Vater gab sich alle Mühe, einen brauchbaren Sohn und Mithelfer aus mir zu machen, ich aber drückte mich mit allen Schikanen um die mir auferlegten Arbeiten, und noch als Gymnasiast hatte ich für keinen der antiken Heroen soviel Mitgefühl wie für Herakles, da er zu jenen berühmten, lästigen Arbeiten gezwungen war. Einstweilen kannte ich nichts Schöneres, als mich auf Felsen und Matten oder am Wasser müßiggängerisch herumzutreiben.“ (18) Offenbar erkennt aber der Vater, dass es sich bei seinem Jungen nicht einfach um eine oberflächliche Faulheit handelt, sondern um einen alles bestimmenden Wesenszug: „Aber der kluge Mann hatte mir auf den Grund meines Wesens gesehen, wo als Schwerpunkt und Kardinaltugend meine unbesiegbare Trägheit hauste.“ (23f.)

Die innere Trägheit des Enneatyps Neun äußert sich nicht einfach in äußerer Tatenlosigkeit. Vielleicht lässt sie sich besser als eine Art schwebender Zustand begreifen. In Zürich lernt Peter Camenzind den etwas älteren Studenten Richard kennen. Der bringt ihn mit anderen jungen Leuten in Kontakt. Wenn er über diese Begegnungen berichtet, bekommt man den Eindruck, er fühle sich trotz eigener Antriebslosigkeit wohl in diesem Bezie-

hungsnetz: „Ihre Wünsche, Ahnungen, Arbeiten und Ideale waren mir anziehend und verständlich, ohne dass ein eigener starker Trieb mich genötigt hätte, für oder wider mitzustreiten. Bei den meisten fand ich alle Energie des Gedankens und der Leidenschaft auf Zustände und Einrichtungen der Gesellschaft, des Staates, der Wissenschaften, der Künste, der Lehrmethoden gerichtet, die wenigsten aber schienen mir das Bedürfnis zu kennen, ohne äußeren Zweck an sich selber zu bauen und ihr persönliches Verhältnis zu Zeit und Ewigkeit zu klären. Auch in mir selber lag dieser Trieb noch zumeist im Halbschlummer.“ (54) Hier kommt etwas von der empathischen Fähigkeit der Neun zum Ausdruck. Peter Camenzind kann sich in die anderen so sehr einfühlen, dass eine eigene Stellungnahme nicht mehr möglich oder nötig ist. Auch wenn sein ureigenstes Interesse in eine andere Richtung geht, gerät es in einen Halbschlummer, wenn nicht andere auch in die gleiche Richtung ziehen. Dadurch wird sein ganzes Verhalten diffus. Eine ähnliche Unkonkretheit stellt man in seiner Beziehung zum andern Geschlecht fest. Schon seine erste Liebe zur siebzehnjährigen Rösi Girtanner während seiner Gymnasiastenzzeit führte nicht zu einer wirklichen Beziehung und „fand nie einen Abschluss, sondern verklang fragend und unerlöst in meine Jugendjahre“ (36). Rückblickend sagt er, er sei in der Liebe zeitlebens ein Knabe geblieben: „Für mich ist die Liebe zu Frauen immer ein reinigendes Anbeten gewesen, eine steile Flamme meiner Trübe entlodert, Beterhände zu blauen Himmeln empor gestreckt.“ (32) So bleiben ihm die Frauen auch während seiner Studienzeit fremd: „die Mädchen aber waren praktisch, klug und gerissen, und nirgends war etwas von dem verklärenden Duft zu merken, in welchem ich die Frauen gerne sah und verehrte.“ (57) Nicht dass der Enneatyp Neun die Welt einfach nur idealisieren würde. Es handelt sich bei ihm vielmehr um ein Ausblenden der konflikträchtigen Aspekte des Lebens. Je weniger er sich irgendwo festlegen muss, je weniger er selber Entscheidungen zu fällen braucht, um so harmonischer glaubt er durch die Zeit gleiten zu können. So ist Peter Camenzind zwar schriftstellerisch tätig, um die Veröffentlichung seiner Texte jedoch kümmert er sich nicht. Nachdem dies

dann sein Freund Richard in die Hände genommen hat und eine erste Novelle gedruckt ist, kann er einfach feststellen: „Eines Morgens, da ich erwachte, war ich zum Schriftsteller geworden.“ (59) Mit diesen Beispielen dürfte verständlich geworden sein, in welcher Weise bei Peter Camenzind die emotionale Leidenschaft der Neun, die Trägheit, auf lebensbestimmende Weise wirksam wird.

Bei seinen historischen Studien entwickelt Peter Camenzind eine Vorliebe für den heiligen Franz von Assisi. In ihm erkennt er eine Art Urbild des Enneatyps Neun. Er sieht ihn „heiter wie ein liebes großes Kind durch die umbrische Landschaft wandern, seines Gottes froh und voll demütiger Liebe zu allen Menschen“ (81). Man müsste tatsächlich ein Heiliger sein oder im Paradies leben, dass einem ein solches Lebensgefühl nicht immer von neuem durch die Alltäglichkeit des Lebens zerstört würde. So muss auch Peter Camenzind resignierend feststellen: „Aber kein Tag ging ganz ohne Leid vorbei.“ (74) Um dieser ernüchternden Realität begegnen zu können, greift er zum Alkohol. Der Wein wird ihm neben Richard zu einem wichtigen Freund, der ihn erheitert und betäubt und so wenigstens für Stunden die Paradiesesillusion aufrecht erhält, ihn „mit leiser und gütiger Umarmung wie ein Freund und wie eine tröstende Mutter“ (73) umfasst. „Er verwandelt die Wirrnis des Lebens in große Mythen.“ (73) Damit lässt er sich wieder ins mythische Bewusstsein hinein sinken, welches den Enneatyp Neun, wenn er sich ihm ganz ergibt, in der unerbittlichen Wirklichkeit lebensuntauglich macht. Kurz nach dem Abschluss des Studiums ertrinkt Richard beim Baden. Erst da, als Peter Camenzind vom Tod seines Freundes erfährt, merkt er, wie sehr er sich durch seine Trägheit in eine Abhängigkeit und Unselbstständigkeit hinein begeben hat: „Wie zwei rasche Nachen waren wir miteinander vorangestürmt, und Richards Nachen war der bunte, leichte, glückliche, geliebte, an dem mein Auge hing und dem ich vertraute, er würde mich zu schönen Zielen mitreißen. Nun war er mit kurzem Schrei versunken, und ich trieb steuerlos auf plötzlich verdunkelten Wassern umher.“ (88f)

Damit endet die Jugendzeit Peter Camenzinds. Mit journalistischen Tätigkeiten verdient er sich in der Folge den Lebensunterhalt. Sein Aufenthalt in Paris überspringt er großzügig mit der Bemerkung: „Ich bekenne, dass ich einen Irrweg um den andern ging.“ (90) Es folgten verschiedene längere Wanderung „- hinter Träumen her, von denen noch keiner sich erfüllt hat“ (92). Endlich lässt er sich in Basel nieder. Dort gerät er immer mehr in eine schwermutähnliche Passivität: „Mit Bitterkeit dachte ich an jene modernen, nervösen Herren, die sich durch tausend künstliche Anregungen zur künstlerischen Arbeit stachelten, während in mir starke Kräfte unverbraucht lagen und liegenblieben. Und ich grübelte wieder, was für ein Hemmnis oder Dämon mir in meinem strotzend starken Leib die Seele stocken und immer schwerer atmen lasse.“ (99) Hier ist etwas von der mächtigen Bauchenergie zu spüren, die bei der Neun zwar vorhanden ist, aber gedämpft oder blockiert ist. Bei Peter Camenzind wirkt sich diese Blockade auch in den zwischenmenschlichen Beziehungen aus. Sein Leben wird immer einsiedlerischer. Als er Elisabeth kennen lernt und sich in sie verliebt, glaubt er sein Schicksal zu erkennen, „das mir in der Möglichkeit einer Liebesehe die Brücke zur Menschenwelt schlagen wollte“ (112). Doch sein Zögern dauert wieder so lange, bis er erfahren muss, Elisabeth sei seit kurzem Braut. Er entflieht der Enttäuschung, indem er nach Umbrien reist, die Heimat seines geliebten Franz von Assisi, die ihm schon in der Studentenzeit Idylle vorgegaukelt hat. Er lässt sich mit den dortigen Menschen auf oberflächliche, unverbindliche Beziehungen ein. „Eine gewisse Verwicklung und Gefahr kam in dies idyllische Dasein, als ich entdeckte, das die gute Signora Nardini von dem sehnlichen Wunsch beseelt war, ich möchte endgültig dableiben und sie heiraten.“ (123) Als dieses Ansinnen seiner verwitweten Gastwirtin „die Harmonie zu verderben“ (123) droht, beschließt er abzureisen.

Zurück in Basel bahnt sich die wohl wichtigste Erfahrung Peter Camenzinds an, die einzige Erfahrung, die ihn wirklich aus seiner Selbstvergessenheit und Trägheit herausholt. Es ist interes-

sant zu sehen, dass ihm das möglich wird, indem er die Resource des Enneatyps Neun aktiviert: das Interesse am Menschen. Waren ihm bisher die Menschen Teil des Naturganzen oder reine Idealisierungen in einer harmonischen Welt, gelingt es ihm nun plötzlich, sie als Individuen wahrzunehmen: „Neuerdings lernte ich, wie lohnend es ist, statt einer abstrakten Menschheit Einzelne zu kennen ... Ich trat aus meiner naiven Gleichgültigkeit heraus und gewann Interesse an mancherlei Leuten.“ (132) Konkret wird die Erfahrung allerdings erst, als er bei einem Schreinermeister, in dessen Haus er ein- und ausgeht, den behinderten Boppi kennen lernt, „eine groteske, schiefe Menschengestalt“ (144). Zuerst „passte es mir durchaus nicht, mein behaglich heiteres Leben in der Handwerkerfamilie durch die unerquickliche Last dieser elenden Existenz gestört zu finden“ (145). Doch dann geschieht eine eigentliche Wende in Peter Camenzind. Er baut eine Beziehung zu Boppi auf, verbringt immer mehr Zeit mit ihm und nimmt ihn schließlich zu sich. „Es begann eine gute, erfreuliche Zeit für mich, an der ich zeitlebens reichlich zu zehren haben werde.“ (151) Diese Hinwendung gerade zum Schwierigen, das in der konkreten Einzelbeziehung unumgänglich ist, gibt ihm zum ersten und vielleicht einzigen Mal in seinem Leben die Möglichkeit, Erlösung aus seiner emotionalen Leidenschaft der Trägheit zu erfahren: „Ich war bester Laune, arbeitete gern und rasch und wunderte mich, dass ich früher so träg und verdrossen und schwerlebig gewesen war.“ (161) Als es dann vom sterbenden Boppi Abschied zu nehmen gilt, kommt in der Begleitung, die Peter Camenzind ihm zuteil werden lässt, seine eigentliche Stärke und Tugend des tätigen Mitgefühls zur vollen Entfaltung. Mit ganzer Hingabe begleitet er seinen Freund bis zu dessen letztem Atemzug. Rückblickend stellt er fest: „So ist es mit dem Liebhaben. Es bringt Schmerzen, und ich habe deren in der folgenden Zeit viele erlitten. Aber es liegt so wenig daran, ob man Schmerzen leidet oder keine! Wenn nur ein starkes Mitleben da ist und wenn man nur das enge, lebendige Band verspürt, mit dem alles Lebende an uns hängt, und wenn nur die Liebe nicht kühl wird! Ich gäbe alle heiteren Tage, die ich je gehabt, samt allen Verliebtheiten und samt mei-

nen Dichterplänen, wenn ich dafür noch einmal so ins Allerheiligste hineinsehen dürfte wie in jener Zeit.“ (163)

Dieser Höhepunkt bleibt allerdings eine einzelne Episode im Leben von Peter Camenzind. Nach Boppis Tod kehrt er nach Nimiikon in die heimatlichen Berge zurück und widmet sich der Pflege seines Vaters und dem Instandhalten des verlotterten Hauses. Dabei fällt er wieder ganz in sein ursprüngliches Verhalten zurück und man gewinnt den Eindruck, es habe sich bei ihm nichts nachhaltig verändert „Zuweilen hielt ich denn auch, namentlich bei der leidigen Dachflickerei, mitten im Hammerschlag inne, setzte mich zurecht, sog die halberloschene Zigarette wieder an, schaute in die tiefe Himmelsbläue und genoss meine Trägheit im frohen Bewusstsein, dass jetzt der Vater mich nimmer antreiben und schelten konnte. Kamen dann Nachbarsleute vorübergewandelt, Weiber, alte Männer und Schulkinder, so knüpfte ich zur Beschönigung meines Nichtstuns freundnachbarliche Gespräche mit ihnen an und kam allmählich in den Geruch eines Mannes, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden lasse.“ (174f.) Wir verabschieden uns von einer Neun, der es nicht gelungen ist, mit ihrer Trägheit einen befreienden Umgang zu finden, und die sich, um darin nicht gestört zu werden, mit den Mitmenschen möglichst konfliktfrei und oberflächlich in Beziehung setzt